

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 141

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Herbert Somplatzki
Lesebuch

Zusammengestellt und mit
einem Nachwort von
Arnold Maxwill



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 141

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Verbindung mit der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 141

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2025 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-2119-7

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Autorenporträt: Peter Happel
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Muskelschrott (1974)	7
Nimm dein Fahrrad und hau ab (1981)	16
Schocksekunde. Leben mußst du selber (1981)	27
Blitzgespräch und andere Schrumpfstories (1982)	32
Die Theater-Spielgruppe in der VHS (1982)	39
Ilka Boll. Theater-Brennpunkt Essen (1989)	46
Essen. Stadt-Ansichten 1889–1947 (1989)	52
Zeitzeichen oder Der Weg ist das Ziel (1991)	58
Olympische Gefühle. Sportsatiren (1996)	72
Morgenlicht und wilde Schwäne (1997)	82
Masurische Gnadenhochzeit (2003)	89
Bis wir im Frieden sind (2005)	121
Nachwort	150
Zum Autor	165
Textnachweise	166

Muskelschrott (1974)

Horst stand in der Reihe und döste vor sich hin.
Je näher er auf den Schalter zurückte, desto deutlicher wurden die Zahlen.
Es waren mehrstellige Zahlen.
Sobald er in der langen Reihe einen Platz weiter gerückt war, hörte er eine neue Zahl.
Einen Schritt vorwärts, stehenbleiben, eine Zahl hören, den nächsten Schritt machen.
Nun stand er vor dem Schalter.
»12 009!« rief er in die Sprechöffnung.
Der Mann in der Markenkontrolle drehte sich zu der dreiteiligen Tafel, an der in langen Reihen die Markennummern hingen, griff ohne zu suchen, in das Über- und Nebeneinander der Metallplättchen – und schon lag die runde Messingmarke auf der Ausgabe.
12 009 nahm die Marke in die rechte Hand und ging durch die Pendeltür in die Lichthalle.
Die große Wanduhr zeigte 5.36 Uhr.
Er ging durch die erste Tür auf der linken Seite, beugte sich kurz über einen der beiden Wasserspender, ließ den kühlen Strahl flüchtig gegen den Gaumen prallen, leckte im Weitergehen vorsichtig das Wasser von seiner geschwollenen Unterlippe und trat in die Waschkäue.
»Nur für Jugendliche unter 18 Jahren«, stand über der Tür.
Der Raum war sehr hoch, relativ schmal und ziemlich lang.
Links und rechts an den Wänden waren Holzbänke angebracht.
Einige Jungen zogen sich um.
Er ging in das zweite Drittel des Raumes, nestelte seinen Schlüssel hervor und öffnete das kleine Vorhängeschloß der eingestanzten Nummer 12 009.

Er zog den Bügel des Schlosses aus der Öse, hob den Verschuß aus der Befestigung und hielt nun das eine Ende der langen Kette in seinen Händen.

Er spürte das Gewicht am anderen Ende und ließ die Kette langsam durch die Finger gleiten.

Quietschend senkte sich der Kleiderhaken allmählich von der Kauendecke herab. Es sah aus, als ob ein großer Vogel mit angelegten Flügeln sich vorsichtig dem Boden näherte.

12 009 hakte die Kette so ein, daß der Kleiderhaken etwa anderthalb Meter über dem Boden hing, ging zum Haken, machte zwei der vier Aufhänger frei und begann, sich umzuziehen.

Die Waschkaue füllte sich nun mit den Jungen der Morgenschicht.

12 009 war umgezogen, setzte seinen Helm auf, zog den Haken hoch und schloß ab.

Als er noch einmal prüfend nach oben sah, ob sich sein Haken nicht etwa mit einem anderen verfangen hatte – was unangenehm sein konnte, da der Kauenwärter gewöhnlich der Einfachheit halber die Kleider herunterwarf, und man sie aus einem großen Haufen Fundsachen wieder herauswühlen mußte – rutschte ihm der Helm auf die Nase. »Verdammte Scheiße!« sagte Horst halblaut, denn seine Nase schmerzte noch.

Er nahm den Helm ab, ging zum Papierkorb und suchte ein noch guterhaltenes Stück Zeitungspapier heraus.

Er faltete es zu einem schmalen Streifen und klemmte den Streifen hinter das Schweißband. Dann drückte er den Helm fest auf seinen Kopf.

Sitzt wie angegossen, dachte er.

12 009 packte seine Butterbrote in die Jackentaschen, hängte die Aluminiumflasche mit dem Kaffee-Ersatz an seinen Gürtel in die Nähe der rechten Gesäßhälfte, vergewisserte sich nochmals, ob er seinen Haken abgeschlossen

hatte und ging zum Ausgang.

Als 12 009 an Bulle – sie nannten ihn so wegen seiner Kraft – vorbeiging, stand der auf der Bank und zog seine Arbeitshose an. Er war etwa einen halben Schritt an Bulle vorbei, da traf ihn dessen Faust so auf den Helm, daß die Vorderkante aus hartem Leder gegen seine zerschlagene Nase stieß.

Schmerztränen in den Augen, riß 12 009 den Helm wieder hoch und schlug blindlings in die Richtung, aus welcher der Angriff gekommen war. Aber Bulle stand schon ein paar Meter entfernt und grinste.

Für einen Moment dachte 12 009 daran, sich auf Bulle zu stürzen. Doch dann spürte er wieder ganz deutlich die Schmerzen in seinem zerschlagenen Gesicht.

12 009 blieb noch einen Moment stehen, drehte sich dann um, wischte sich mit dem rechten Jackenärmel die Tränen ab und ging aus der Kaue.

Auf dem Weg zur Sieberei malte er sich die Rache an Bulle bis in alle Einzelheiten aus.

In der Sieberei angekommen, hatte er sich so weit leerge-träumt, daß er meinte, das Grinsen wieder ertragen zu können.

Die Sirene begann mit tiefen Tönen und steigerte sich in Lautstärke und Tonhöhe.

6 Uhr.

Beginn der Morgenschicht.

Die Jungen aus der Sieberei stellten sich oberhalb der beiden Metallförderbänder nebeneinander auf.

Am rechten Flügel stand der Bandmeister.

Stimmengemurmelt.

Plötzliche Stille, als in dem Gewirr dunkler, staubbehan-gener Eisenstiele, Verstrebungen, Pfeiler und Förderbänder ein heller Fleck auftauchte.

Er kam näher.

Dann stand die große, massige Gestalt in dem fast weißen Arbeitsanzug, den schwarzglänzenden, auf Hochglanz polierten weichen Lederhelm in den feisten Nacken geschoben, vor der Reihe.

Langsam, genau prüfend, so als könnte ihnen nicht das geringste entgehen, glitten die Blicke der kleinen dunklen Augen über die Jungen.

Dann wurden die dicken Lippen weit auseinandergerissen; der Mund, weit geöffnet, brüllte: »Glückauf!«

Die Jungen rissen die Helme von ihren Köpfen und schrien zurück: »Glückauf!«

Der Dicke zog ein kleines Notizbuch aus seiner linken Brusttasche, schob den Bleistift aus der Halterung und schlug das Buch auf.

»Markennummer 12 142!«

Markennummer 12 142 trat einen Schritt vor und schrie:

»Hier!« Der Dicke bewegte den Bleistift über das Papier und nickte kurz. 12 142 trat wieder ins Glied zurück.

»Markennummer 12 063!«

Der Vorgang wiederholte sich.

Als schließlich alle aufgerufen waren, wurde das Notizbuch zugeklappt.

Ganz langsam ging der Dicke nun die Reihe entlang, aufmerksam die Gesichter betrachtend, blieb irgendwo stehen, stupste mit dem Zeigefinger auf eine der Gestalten:

»Du gehst zur Verladung!« Noch ehe das »Jawohl« kam, ging er schon weiter.

»Du fegst die Schachthalle!«

»Und du die Bühne!«

Damit waren schon die sogenannten Pflegepöstchen verteilt. Immer dieselben, dachte 12 009; gerade heute hätte er so eine Beschäftigung gebrauchen können.

Bulle war wieder dabei.

12 009 vermied es, in die Richtung zu sehen, in der dieser stand. Er wollte dessen triumphierendes Gesicht nicht sehen.

Verstohlen strich sich 12 009 über das Pflaster unter dem Auge und die geschwollene Nase und war im nachhinein froh, daß der Dicke heute nicht bis in seine Nähe gekommen war.

Der griff jetzt zu seinem Bauch, fingerte dort ein wenig herum und zog an einer schweren goldenen Kette eine Taschenuhr hervor. Er öffnete die Schutzkapsel, nahm die goldene Uhr – ein Jubiläumsgeschenk der Zeche – heraus, hielt sie mit ausgestrecktem Arm so in das Licht der Deckenbeleuchtung, daß alle sie sehen konnten und rief: »Sechs Uhr und vier Minuten!«

»Jawohl Herr Maschinensteiger, sechs Uhr und vier Minuten!« kam das Echo des Bandmeisters, der nervös an seiner Uhr herumfummelte. Der Maschinensteiger stellte sich jetzt so hin, daß er der Reihe den Rücken zukehrte und gab mit der rechten Hand ein Zeichen.

Der Bandmeister lief zur Schalttafel.

»An die Arbeit und Glückauf!« schrie der Maschinensteiger.

Die Jungen schrien: »Glückauf!« und sausten die Treppe zu den Lesebändern hinunter.

Der Bandmeister hatte inzwischen die Bänder eingeschaltet.

Die Geräusche schwollen an, steigerten sich, schlugen die Trommelfelle zu und blieben für die nächsten Stunden in unverminderter Lautstärke bestehen.

Das Leseband war ein Metallgliederband und hatte in der Mitte quer zur Bewegungsrichtung verlaufende Metallplatten, die etwa 20 Zentimeter hoch waren und in Abständen von einem Meter hintereinanderlagen. Diese Platten hatten die Aufgabe, Kohlen und Steine am Rutschen zu hindern, denn das Band mußte eine Steigung von 45 Grad überwinden, ehe es in der Waagerechten an 12 009 und den anderen vorüberlief.

Das Band war ungefähr zwei Meter breit.

Die Leute standen sich am Band gegenüber, jeder konnte bis etwas über die Mitte reichen.

Im Normalfall sollten hier jeweils acht auf jeder Seite arbeiten. Da aber die Sieberei zu etwa fünfzig Prozent unterbelegt war, blieb der Normalfall Theorie. Außerdem gingen an jedem Arbeitstag ein paar Jungen zur Berufsschule. Sie hinterließen Lücken am Band, die durch niemanden ausgefüllt wurden.

Die Jungen hatten die Aufgabe, Gesteinsbrocken, in der Bergmannssprache Berge genannt, die zusammen mit der Stückkohle auf dem Leseband vorbeikamen, herauszusuchen und in einen Bergeschacht zu werfen. Die Bergeschächte waren so angebracht, daß jeweils zwei Jungen einen benutzen konnten.

Und so warfen sie die Steine vom Leseband in die Bergeschächte. Täglich acht Stunden lang.

Eine der ödesten Beschäftigungen für Menschen.

Die Bänder wurden abgeschaltet.

In das verebbende Getöse hinein brüllte die Stimme des Bandmeisters: »Butterpause!«

Es dauerte eine Zeitlang, bis sich das Gehör umstellte.

Zuerst wich der Druck um den Kopf.

Es war, als wenn die Spannschrauben eines Schraubstockes, dessen Backen die Schläfen zusammengepreßt hielten, sehr langsam gelockert würden.

Die Trommelfelle waren noch vom Lärm betäubt. Und nur ganz allmählich drangen vereinzelte Geräusche durch die Gehörgänge, die mit Wachs zugeschmolzen zu sein schienen.

Nun begann es in den Ohren zu summen und zu klingeln. Die Ohrmuscheln schienen sich auszudehnen, zu wachsen, schienen immer neue Geräusche anzusaugen.

Die scheinbare Ruhe verwandelte sich langsam in ein Geräuschgewirr, das unter normalen Umständen laut genug war, um zu belästigen. Aber im Vergleich zum Laufen der Bänder war es jetzt wie ein Flüstern gegen den Donner eines Sommergewitters.

Die Luft über den Lesebändern war noch angefüllt mit Kohlen- und Steinstaub.

Auf den Gesichtern hatten sich Schweiß und Staub vermischt.

Eine schmierige Paste war entstanden und bedeckte sie mit einer gleichmäßigen Dreckschicht. Nur ein paar helle Schweißbahnen, die unter den Helmen hervorkamen und über die Gesichtshaut nach unten liefen, gruben Furchen in die dreckig glänzenden Flächen.

Die Jungen hatten sich Sitzplätze gesucht. Hier einen Holzklotz, dort ein Brett. Andere wiederum hockten auf den Holzrahmen, die zu beiden Seiten die Lesebänder begrenzten.

Sie hatten ihre Butterbrote ausgewickelt und die Kaffeepullen geöffnet. Sie mampften.

Allmählich begannen Gespräche. Die ersten Gespräche nach vier Stunden.

12 009 war sehr müde. Er schob das Brot in kleinen Bissen durch die schmerzenden Lippen.

12 009 war am linken Band eingesetzt – auf der rechten Seite. Er arbeitete als erster am Band.

Da bei ihm das meiste vorbeikam, war er angehalten, so viel Steine wie nur möglich »herunterzukratzen«.

12 009 stand, die Oberschenkel gegen die Schutzverkleidung des Bandes gepreßt, so weit vornüber gebeugt, daß sein Rücken fast eine Waagerechte bildete. Er warf die Steine – oder Berge – mit beiden Händen an seiner linken Seite vorbei in den Schacht, der zum Bergbunker führte. Bei dieser Arbeit waren seine Augen immer auf das Band gerichtet; und mußte er sich mal gerade hinstellen, weil sein Rücken zu sehr schmerzte, dann schien sich seine Umgebung für Augenblicke mit der Geschwindigkeit des Bandes zu bewegen.

Der erste Platz am Leseband war kein beliebter Arbeitsplatz – genau gesagt: es war der unbeliebteste.

Gleich am ersten Tage war er ihm vom Bandmeister zugewiesen worden. Von da ab war es sein Stammplatz. Keiner war bereit, mit ihm zu tauschen. 12 009 traute sich nicht, etwas dagegen zu unternehmen, weil er den Vorwurf, faul zu sein, fürchtete. Inzwischen hatte er sich an diesen Platz so sehr gewöhnt, daß er darüber nicht mehr nachdachte.

In der ersten Zeit hatte 12 009 sehr viel Rückenschmerzen gehabt.

Auch zu Hause.

Manchmal auch in der Nacht.

Aber er sprach mit niemandem darüber.

Jetzt hatte er sich einigermaßen an diese Arbeitshaltung gewöhnt, und er hatte eine bestimmte Technik beim Kratzen entwickelt, die seine Schmerzen erträglich zu halten erlaubte. Nun war 12 009 ein knappes halbes Jahr am Leseband.

Anfangs wurde ihm gesagt, daß er als Berglehrling auch die Sieberei kennenlernen müsse. Als zukünftiger Bergmann sollte er über alle Betriebe seiner Zeche gut informiert sein, um richtig mitreden zu können. Und – was ja noch wesentlich wichtiger sei – selbständig handeln und denken!

Das kam ihm auch überzeugend vor.

Ein paar Wochen später hieß es, er sollte sich noch etwas gedulden, da im Moment wegen einer Betriebsausweitung keine neuen Arbeitskräfte in die Sieberei verlegt werden könnten. Und außerdem habe er sich am Leseband bewährt und sei deshalb eine wertvolle Stütze des Betriebs. So kratzte 12 009 als wertvolle Stütze des Betriebs weiter. Nach einem Vierteljahr erfuhr er, daß es nun nicht mehr lange dauern könnte, bis er an einen anderen Betriebspunkt verlegt werden würde. Die Verlegungsmaßnahmen seien schon eingeleitet. Allerdings müßten noch einige

technische Vorbereitungen abgeschlossen werden. Er als Berglehrling habe dafür sicher volles Verständnis. Und so versuchte 12 009, sich diesen sogenannten »Abschluß der technischen Vorbereitungen« irgendwie vorzustellen, während er unablässig Berge vom Leseband warf. Von diesem Zeitpunkt an brachte der Ausbildungsbetreuer, wenn er ihm mal – mehr so zufällig – begegnete, nie mehr das Gespräch auf dieses Thema. Und 12 009 traute sich nicht, darüber etwas zu sagen. Mittlerweile war er 15 Jahre alt geworden. Und so ganz allmählich begann er sich in seine tägliche Dreck- und Lärmwelt einzukratzen, begann, sich mit dem Stumpfsinn seiner Arbeit abzufinden.

Nimm dein Fahrrad und hau ab (1981)

Die Anfahrt war ziemlich mühsam gewesen. Die Straße stieg an. Streckenweise bis zu 16 Prozent. In engen Kurven schlängelte sie sich bergauf. Heiß flimmernder Asphalt unter den Reifen. Über ihm ein wolkenloser Sommerhimmel, in dem eine sehr helle Mittagssonne glühte. Gerd hatte das Fahrrad ein ganzes Stück bergauf schieben müssen. Schweißüberströmt.

Mit keuchendem Atem.

So war er die Serpentina hinaufgestiegen.

Und während die Müdigkeit in seinen Armen und Beinen unentwegt weiterkroch, wurde es ihm zum ersten Male deutlich, wie groß doch der Unterschied zwischen Schieben und Fahren war.

Er hatte das Fahrrad schwer beladen: Zwischen den Lenkerbögen eingespannt, zu einem elastischen Zylinder gerollt, die Haut seines Zelttes. Die Zeltstangen, in einem Leinensack verpackt, waren am Rahmen befestigt. Links und rechts neben dem Gepäckträger waren die großen Packtaschen angeschnallt. Prall gefüllt: Das Kochgeschirr, der kleine Gaskocher, der Regenumhang, Unterwäsche, Handtuch, Seife, der Verpflegungsvorrat, der Erste-Hilfe-Kasten. Und all die anderen Dinge, die mit ihm fuhren. Seinen Schlafsack hatte er, wasserdicht verpackt, auf dem Gepäckträger festgemacht.

All das zusätzliche Gewicht veränderte die Fahreigenschaften des Rades.

Das Bergauffahren wurde schwerer.

Das Bergabfahren schwungvoller und rasanter.

Das Kurvenfahren verändert.

Und auch die Bremswege.

Besonders deutlich wurde das bei den Abfahrten:

Erhöhtes Gesamtgewicht.

Dadurch auch erhöhte Geschwindigkeit.

Zusammen ergab das eine beträchtliche Verlängerung des Bremsweges. Er hatte das bei einer Vollbremsung erfahren müssen.

Seitdem war er auf der Hut. Immer beide Hände in der Nähe der Bremshebel. Gott sei Dank war ja damals die Straße trocken gewesen. Auch wußte er damals schon, daß sein Rad bessere Fahreigenschaften hatte, wenn sein Schwerpunkt tief lag. Deshalb hatte er auch das Gepäck so günstig wie möglich verteilt. Und außerdem war es noch eine ganz gerade Abfahrt gewesen.

Er hatte weich an die Bremshebel gegriffen.
Mit beiden Händen gleichzeitig.
Zügig.
Den Druck der Hände nur langsam verstärkend.
Und die Bremsen preßten sich gegen die Felgen.
An beiden Rädern gleichzeitig.
Und durch gleichmäßig gesteigerten Bremsdruck rollten die Räder aus – blieben bis zum Stillstand in ihrer Spur.

Seit Luxemburg hatte er eine Menge gelernt.
Im Umgang mit dem Fahrrad.
Im Umgang mit sich selber.

Er war damals noch drei Tage länger auf dem Campingplatz geblieben. Immer im Schatten. Mit allmählich abklingenden Schmerzen auf der Haut seines Rückens. Dann war er wieder weitergefahren. Langsam nach Süden. Den Oberkörper unter der Kleidung verborgen.
Er war in kleinen Tagesetappen weitergefahren; die Fehler vermeidend, die ihm die Fahrt bis Luxemburg erschwert hatten. Und langsam begann er, sich seinem Fahrrad anzupassen. Fing allmählich an, diese Bewegungsmaschine zu begreifen. Lernte an ihren Möglichkeiten und Grenzen.

Er war durch Städte und Dörfer gefahren. Hatte auf Ortschildern Namen gelesen, die jetzt mehr als Worte waren, wenn er sie auf der Landkarte las. An einige konnte er sich erinnern.

Thionville
Metz
Pont-à-Mousson
Nancy
Neufchâteau
Langres
Dijon
Beaune
Chalon
Mâcon
Lyon
Vienne
Valence
Montélimar
Orange

An manchen Stellen klebten die Erinnerungen fester. Verbanden sich mit Menschen und Gebäuden. Mit Stimmungen. Mit Ereignissen. Mit der Landschaft.

Er dachte an die zwei Ruhetage auf dem Campingplatz in der Nähe von Vienne. Nach einer langen Steigung, die hinter Lyon begonnen hatte – und die ihm ziemlich zu schaffen machte –, war er bis zu diesem Platz gekommen. Etwas abseits von der Stadt.

Schattig.

Geräumig.

Ruhig.

Er faulenzte einen ganzen Tag.

Am nächsten Nachmittag war er in die Stadt gefahren. Dort sah er ein sehr altes Gebäude. Mächtige Säulen. Große Steine. Tempel der Diana, stand auf einer Tafel aus Metall.

Er wußte nicht, wer Diana war. Kannte die Jagdgöttin der Römer nicht. Er dachte nur: Das muss aber wohl schon lange her sein!

Dann kam er zum Freilichttheater. Er traute sich nicht, hineinzugehen. Deshalb stellte er sich vor ein Gittertor und schaute hinein, überblickte ein riesiges Rund aus Steinen. Fast wie ein Stadion, dachte er, nur runder. 30 000 Sitzplätze. Alles noch aus der Römerzeit. Aber er wußte fast gar nichts aus dieser Zeit. Eigentlich nur das, was er so bei Asterix gelesen hatte. Und hier hatte er hauptsächlich den einen Satz behalten, der ihm jetzt auch nicht viel half: »Die spinnen, die Römer!«

Ganz früh am nächsten Morgen war er weitergefahren.

Nach 60 Kilometern Mittagspause.

Im Schatten einer Weide.

Abends war er in Montélimar.

Am nächsten Mittag in Orange.

Markt.

Stimmendickicht.

Farbengedränge.

Gerüche.

Hitze und Staub.

Er sah sich an einem Händler fest. Der Mann verkaufte unzerbrechliche Glasteller. Mit einer lässig-geschickten Handbewegung warf er einen Teller auf den Boden. Und während er ununterbrochen weitererzählte, hob er den Teller wieder auf. Er zeigte ihn den Umstehenden. Hob ihn ganz hoch über seinen Kopf. Hielt ihn gegen den Himmel und ließ die Leute hindurchsehen. Ließ sie fühlen, ob der Teller unversehrt war. Jonglierte den Glasteller auf den Kuppen von Zeige- und Mittelfinger. Ließ ihn auf der Spitze seines rechten Zeigefingers rotieren. Und dann warf er den Teller wieder zu Boden. Wieder und immer wieder.

Eigentlich hatte Gerd ja solange warten wollen, bis der Teller zersprang. Einmal muss das ja kommen, dachte er, so unverwüstlich kann Glas doch gar nicht sein! Und voller Spannung wartete er auf diesen Augenblick.

So etwa nach der fünften Wiederholung ließ die Spannung nach. Und als er schließlich zugesehen hatte, wie der Gasteller so ungefähr ein dutzend Mal zu Boden geschleudert worden war, begann sich sowas wie Enttäuschung in ihm auszubreiten. Er wartete noch zwei Versuche ab. Dann gab er seine heimliche Hoffnung wohl auf, denn er ging weiter.

Er schlenderte durch die bunte und lebhafte Enge.

Schließlich kaufte er sich ein Kilo Erdbeeren. Etwas später noch ein Kilo Kirschen. Er ging zum Springbrunnen und wusch die Früchte ab. Dann setzte er sich in den Schatten einer alten Ziegelmauer und begann zu essen. Zuerst das Kilo Erdbeeren. Gleich hinterher die Kirschen. Und während er Kirschkerne in den wolkenlosen Himmel schnipste und ihre unterschiedlichen Flugbahnen betrachtete, lauschte er in die vielfältigen Marktgeräusche hinein, ob da nicht irgendwo das Klirren eines zerbrechenden Gastellers zu hören sei.

Der Fahrtwind riss durch die Haare und wehte Gerd aus seiner Erinnerung. Brachte ihn wieder ins Jetzt.

Er saß weit nach vorne gebeugt.

Die Handballen dicht an den Griffen der Bremsen.

Sein Kopf direkt über dem Lenker.

Vor seinen Augen das bleichgrau glänzende Band der Straße.

Auf seiner rechten Seite die Sonne.

Links unter ihm sein Schatten.

So drehten ihn die Reifen zu Tal.

Gerd hörte das Summen der Speichen.

Das Reiben der Reifen auf dem Asphalt.

Hörte die Fahrtwindwirbel in seinen Ohrmuscheln pfeifen.
Spürte das Strömen der Luft über Gesicht und Arme.
Fühlte sie in seinem flatternden Haar.

Zwei Räder drehten ihn bergab.
Rollten in vibrierendem Schwung nach unten.
Gaben ihm ein sinkendes Schwebefühl.
Asphaltflug.
Er trug ihn auf die Ebene zu.
Wurde zu rollendem Gleiten.
Verringerte sich immer mehr.
Bis sich die Reifen nur noch ganz gemächlich drehten.

Gerd schaltete einen Gang höher.
Langsam begannen seine Beine wieder nach unten zu treten.
Steigerten ihre Trittgeschwindigkeit.
Schließlich hatten sie ihren Rhythmus gefunden.
Mit regelmäßigen Bewegungen traten seine Füße jetzt gegen die Pedale und ließen den Zahnkranz in gleichmäßigen Runden kreisen; und drehten die Reifen weiter – auf der langen geraden Straße nach Süden.

In La Ciotat sah Gerd das Meer.
Zum ersten Male in seinem Leben sah er das Mittelmeer.
Erst ein einziges Mal war er an einer Küste gewesen. Vor einem Jahr.
Die großen Jungen aus der Siedlung waren mal an einem Samstag nach Holland gefahren. Eine Tour mit dem Motorrad. Sie nahmen ein paar jüngere mit. Unterwegs hatte es zu regnen angefangen. Aber sie waren weitergefahren. Bis nach Zandvoort. Die Küste war regenverhangen. Hohe Wellen brachen über den Strand. Die Jungen fuhren die Strandpromenade entlang. Kurvten noch knatternd ein bisschen durch die Straßen der Stadt. Dann fuhren sie wieder nach Essen zurück. Das war alles, was er

bisher am Meer erlebt hatte, mit dem Begriff Meer in Verbindung brachte: Ein trüber, regenverhangener Anblick nach einer kühlen und durchnässten Fahrt.

Es war später Nachmittag, als er die letzte Steigung vor La Ciotat erklettert hatte.

Ganz früh am Morgen war er losgefahren. Von einem einsamen Campingplatz, etwas abseits der Straße, zwischen Aix-en-Provence und Marseille. Er wollte die Zeit vor der Mittagsglut nutzen, um so weit wie möglich zu kommen. Marseille.

Die Stadt empfing ihn mit einer Kopfsteinpflasterstraße. Je länger er sie befuhr, desto fester erschütterten ihre unregelmäßigen Stöße seinen Körper, schüttelten sie neue Schmerzen in seine angestregten Muskeln.

Und dann ließ die Luft des Vorderreifens nach. Er hob den Reifen ab, aber er konnte kein Loch entdecken. Er pumpte wieder auf. Er fuhr weiter. Die Luft entwich wieder. Ziemlich langsam. Noch einmal untersuchte er den Schlauch. Er konnte nichts finden. Er entschloss sich, den Reifen wieder aufzuziehen und weiterzufahren. Der Schlauch mußte porös geworden sein. Von der Hitze. Von der großen Belastung. Wieder ließ die Luft nach. Jetzt pumpte er nur – und fuhr weiter. Er würde so weiterfahren müssen, bis er Wasser fand, um die poröse Stelle zu entdecken.

Dann wurde die große Stadt zum Albtraum.

Hitze zitterte zwischen den Häusern.

Autokolonnen ohne Ende.

Die Gehsteige voller Menschen.

Überall hing der Gestank von Abgasen.

Und immer wieder mußte er absteigen, um nachzupumpen.

Endlich die Betonausläufer der Großstadt in Richtung Toulon.

Er fand das Becken eines kleinen Springbrunnens. Fand die poröse Stelle des Schlauches. Setzte einen großflächigen Flicker auf. Fuhr weiter.
Nur raus aus dieser Stadt, dachte er, nur raus!

Die Straße in Richtung Toulon begann mit einer langen Steigung. Heißes Band einer Asphaltstraße. Schattenlos.
Aber er hielt nicht an. Er wollte weiter. Nur fort aus der dumpfen Hitze zwischen den Häusermauern!
Mühsam kämpfte er sich die lange Steigung hinauf.
Hellgelb strahlte die Mittagssonne ihr Glutlicht über die Landschaft. Brannte über seiner Haut.
Machte die Asphaltdecke der Straße weich.
Schob ihm den Schweiß aus den Haaren über die Stirn bis in die Augen.
Und die aufgeweichte Asphaltstraße klebte sich an seine Reifen, als wollte sie ihr Drehen verhindern.
Er stand in den Pedalen. Fuhr im Stehen. Er hatte den kleinsten Gang geschaltet.

Er fuhr im Wiegetritt.
Treppensteigen auf Pedalen.
Bergsteigeschritte, die über Kurbeln auf einen Zahnkranz übertragen wurden und sich in Drehungen verwandelten.
Wiegetritt:
Das Körpergewicht wird gegen das vordere Pedal gedrückt. Der große Gesäßmuskel beginnt seine Fasern zu spannen. Treibt die Bewegung weiter.
Der Streckmuskel des Kniegelenks spannt sich in seinen Fasersträngen. Verkürzt sich zu kompakter Kraft und drückt den Unterschenkel dem Boden zu.
Die Wadenmuskeln leiten die Schubkraft weiter, beugen den Fuß jetzt nach unten und pressen seine Sohlen gegen das Pedal.
Wiegetritt links.

Wiegetritt rechts.
Und die Arme, mit den Fingern angeklammert am Bogen
des Lenkers, verstärkten durch ihren Zug noch die Kraft
der Tritte.
Gerd stampfte gegen seine Wiegetritte in die Pedale.
Linkes Bein.
Rechtes Bein.
Anstrengung drückte die Muskelstränge seiner Ober-
schenkel gegen die Haut; verzerrte das Gesicht; ließ den
Atem in keuchenden Strömen durch seinen offenen
Mund wehen; preßte die Schuhsohlen gegen die Pedale.
Wiegetritt links.
Wiegetritt rechts.
Gerd stand in den Pedalen und ließ sein Körpergewicht
nach unten fallen.
Links-rechts.
Links-rechts.
Schweiß rann über seinen ganzen Körper. Begann die Au-
genlider zuzuschieben. Tropfte von der Gesichtshaut auf
Unterarme und Hände.
Links.
Rechts.
Die letzte Serpentine.
Gerds Atem keuchte. Wurde immer lauter. Stöhnend.
Röchelnd.
Links-rechts.
Das letzte Stück der Steigung.
Die Beine stampften ihre brennenden Muskelschmerzen
in die Pedale.
Links-rechts.
Die letzten Meter.
Tränen mischten sich in die Schweißbahnen auf seinem
Gesicht.
Der Atem war zu dumpfen, rhythmischen Schreien ge-
worden.
Links-rechts-links-rechts ...

Auf der Bergkuppe war Gerd dann so erschöpft gewesen, daß er sein schwer beladenes Rad nicht mehr halten konnte. Allmählich neigte es sich nach rechts hinüber, als wollte es sich an der kleinen Feldsteinmauer, die die Straße begrenzte, anlehnen. Es rutschte langsam die Steine entlang. Fiel dann schwerfällig auf die rechte Seite. Es lag jetzt da wie ein seltsames, fremdes Wesen; müde ausgestreckt auf einer Seite. Und nur das Vorderrad drehte sich noch eine Zeit lang im Leerlauf weiter.

Dann hatte Gerd sich auf die kleine Mauer gelegt. Und trotz der schattenlosen Junihitze war er gleich eingeschlafen. Unbeweglich lag er auf dem Rücken. Und obwohl unregelmäßige Steine unter seinem Körper waren, schlief er tief und fest. Lang gestreckt lag er in der Hitze der Mittagssonne und schlief. Auf einer Feldsteinmauer, die vielleicht gerade 40 Zentimeter breit war. Und auch die heulenden Motoren der Autos, die im Berggang ganz dicht an ihm vorüberfuhren, konnten seinen Schlaf nicht stören. Seinen schattenlosen, tiefdunklen Schlaf.

Später, auf der letzten Höhe vor La Ciotat, sah er dann das Meer. Nach seinem dumpfen Erschöpfungsschlaf hatte er noch ein paar Steigungen und Abfahrten bewältigen müssen – kraftraubend, schmerzhaft und heiß –, ehe er auf diese letzte Höhe kam.

Und nun sah er unter sich das Meer.

Das Meer im Licht der Nachmittagssonne. Zwischen den Horizonten – in einer Bläue, wie er sie zuvor noch nie gesehen hatte. Gerd stand auf der Höhe, links neben sich das Rad, und schaute hinab auf das Blau.

Die Nachmittagssonne hatte das Wasser vom Dunst freigebraunt. Hatte seine Oberfläche in leuchtende Bläue getaucht, die sich jetzt vor seinen Blicken breitete. Gerd stand und schaute auf das Meer. Lange stand er da.

Schließlich bestieg er sein Fahrrad und begann die Abfahrt. Die letzte Abfahrt auf der Straße nach La Ciotat.

Er hatte dann doch noch einen guten Zeltplatz gefunden. Nicht weit vom Meer.

In La Ciotat war eine ganze Reihe von Plätzen, die Bucht entlang. Aber alle waren sie belegt. Er mußte längere Zeit suchen. Und es war schon gegen Abend, als er schließlich den Platz gefunden hatte.

Er baute das Zelt auf. Dann kochte er das Essen. Danach war er zu müde, um noch ans Meer zu gehen. Obwohl es ganz in der Nähe sein mußte, denn er konnte es riechen. Und dann, kurz bevor er einschlief, konnte er es auch hören: leise Wellenschläge, die sich zwischen den Geräuschen des Zeltplatzes hindurchschoben und mit ihrem weichen Rhythmus Gerds Bewußtsein immer weiter zudeckten.

Er erwachte und hörte das Meer.

Lange lag er da und lauschte den Wellenschlägen.

Er lag sehr entspannt auf dem Rücken und hörte ihnen einfach zu. Schließlich stand er auf und ging in die Dämmerung hinaus, ging über den stillen Zeltplatz.

Langsam und leise.

So ging er auf die Geräusche der Wellen zu.

Schocksekunde. Leben mußst du selber (1981)

Vor ihm die Straße.

Mattglänzend im Streulicht des Scheinwerfers.

Rechts der weiße Streifen.

Links die unterbrochene Linie.

Und hinter ihm ist jetzt Dunkelheit.

Die vergangenen Augenblicke hängen wie eine weiche Lähmung in seinen Beinen. Ein Gefühl von Unwirklichkeit, das bis in die Magengegend ausstrahlt und seinen Atem verändert. Und in die Vibrationen der Maschine mischt sich nun ein neues Zittern, ungestüm aus der Tiefe seines Körpers kommend. Ein Zittern, gegen das er sich nicht wehren kann.

Er schaltet noch einen Gang tiefer und zieht die Maschine noch näher zum rechten Straßenrand. Er spürt den Schweiß an seinem unteren Rücken, unter dem Lederanzug entlangrinnend. Spürt den kalten Schweiß auf seiner Stirn und seine schweißnassen Handflächen. Und er verringert die Geschwindigkeit weiter. Er fährt ziemlich langsam durch die Nacht. Ein paar PKW haben ihn schon überholt. Als das blaue Schild mit den weißen Namen auftaucht, tickt er sein rechtes Blinklicht an und zieht die Maschine in den weichen Bogen der Ausfahrt.

Mit der gedrosselten Kraft seiner einhundert Pferdestärken kurvt er auf den spitzen Winkel der Autobahnauffahrt zu. Ein rascher Blick nach links. Noch ziemlich weit entfernt zwei gelbe Lichtpunkte. Seine Unterarmmuskeln bewegen langsam den Drehgriff der Gaszufuhr. Der Motor reagiert mit einem immer heller werdenden Brummen. Der Fuß schaltet den nächsten Gang. Jetzt ist die Maschine schon auf der ersten Spur. Er beschleunigt weiter und wechselt dann zur linken Spur.

Der Motor dröhnt immer lauter. Seine Geräusche springen verstärkt gegen die Kunststoffbarriere des Schutzhelms, werden dort ein wenig abgedämmt, ehe sie gegen die

Trommelfelle schlagen. Die Hand dreht den Gasgriff weiter. Die Beschleunigung nimmt zu. Sie drückt den Körper gegen den Sitz und läßt die Profile der Reifen in immer schnellerem Kreisen über die Fahrbahn drehen.

Die Ausfahrt Bochum-Riemke huscht vorbei.

Kurz darauf Herne-Eickel.

Er nimmt das Gas zurück und verläßt die Autobahn Münster-Wuppertal. Als er am Hemer Kreuz in die A 42 Richtung Duisburg einfährt, sieht er auf der Gegenfahrbahn das kreisende Blaulicht eines Polizeiwagens. Wie in einem Reflex nimmt er das Gas zurück. Er bemerkt es, lacht halblaut über seine Reaktion – und dreht dann den Gasgriff wieder in die alte Stellung. Der Sechszylindermotor dröhnt jetzt mit brüllend-vollem Klang. Sein gezähmtes Donnern überlagert die Nachtgeräusche der Straße, bricht sich an Wänden und Bauwerken, zieht eine rollende Lärmspur die Autobahn entlang. Die Tachometernadel tänzelt allmählich über die 200-km/h-Marke.

Karl-Heinz spürt das zitternde Dröhnen zwischen seinen Beinen, die Maschinenkräfte unter dem Sattel. Er spürt, wie die Maschine den kleinsten Bewegungen seiner Hände und Schenkel gehorcht. Hier hat er die Führung. Hier befiehlt er. Hier wird ihm gehorcht. Sofort und ohne Widerstand.

Seine Hengstmaschine.

Sein Maschinenhengst.

Ein Mustang aus Glas, Lack und Metall. Vibrierend über den Asphalt. In zitternd-stampfendem Lauf einer Vielzahl wirklicher Pferdestärken. Und die Prärie ist unter dem Asphalt. Über die Prärie ist der Asphalt gegossen. Fest und glatt. Sein Mustang rollt über die Asphaltprärie. Mit mehr als zweihundert Kilometern in der Stunde, so jagt er dahin. Ein düsenlärmender Mustang aus Metall und Glas mit einem ledergekleideten Reiter, auf der Flucht über die nächtliche Asphaltprärie.

Karl-Heinz lenkt das Motorrad auf die Autobahn Duisburg–Oberhausen. Er hat die Geschwindigkeit ziemlich zurückgenommen. Der Verkehr ist hier um diese Zeit verhältnismäßig dünn. Er überholt nur ein paar Laster, die sich in Richtung Köln bewegen. Als er die Ruhrbrücke überquert, gibt er nur wenig Gas. Am Autobahnkreuz Duisburg-Kaiserberg biegt er in Richtung Essen ab. Als die Autostraße dann dreispurig wird, läßt er die Maschine wieder aufheulen.

Er war bis ungefähr halb zwei wach gewesen. Unruhig hatte er sich hin und her gewälzt, ehe er schließlich den Entschluß faßte. Dann zog er sich an und ging in den Keller. Als er die Maschine auf die Straße schob, da fühlte er sich schon ein wenig ruhiger. Und als er schließlich das Vibrieren des Motors unter sich spürte, entspannte er sich mehr und mehr. Die Ereignisse des vergangenen Tages begannen sich zu ordnen. Sie begannen sich in einer geschlossenen Reihe durch sein Gedächtnis zu bewegen.

Nach Schichtende hatte er es erfahren.

»Du, die machen uns dicht!« sagte Erwin. Das solle in der Zeitung gestanden haben. Und es sei schon ganz schön merkwürdig, daß man derartige Dinge erst aus der Zeitung erfahren müsse! Als sie zum Betriebsratsbüro kamen, war dort schon jede Menge Stimmung. Das sei doch wohl eine ausgemachte Schweinerei, daß man eine so ungeheuer wichtige Nachricht erst aus der Presse erfahren müsse! Wo die doch sonst immer so presseschau täten! Man hatte nachgefragt. Ja, dieser Betrieb würde geschlossen. Aus wirtschaftlichen Gründen. Die Arbeitskräfte würden freigesetzt. Infolge der Marktlage gebe es leider keine andere Möglichkeit. Ja, das sei die endgültige Entscheidung. Natürlich habe man sofort schärfsten Protest eingelegt. Natürlich wolle man alles versuchen, um noch vielleicht was zu retten. Aber es sähe sehr schlecht aus.

Als Karl-Heinz nach Hause kam, hielt die Mutter ihm die Zeitung entgegen.

»Weiß schon Bescheid!« sagte er ein wenig forscher als ihm eigentlich zumute war und setzte sich zum Essen.

Der Vater war noch unterwegs.

»Was willst du nun machen?« fragte die Mutter.

»Na was wohl«, sagte er mürrisch, »Arbeit suchen. Oder weißt du was Besseres?« Und ehe seine Mutter noch etwas erwidern konnte, war er schon aus dem Zimmer gegangen.

Dann war er zum Training gefahren.

Es war wohl das erstemal, daß er sich dazu zwingen mußte. Am liebsten wäre er in seinem Zimmer geblieben – aber er fühlte sich dort nicht sicher. Da war das Training wohl das kleinere Übel. Ziemlich lustlos erfüllte er die Aufgaben der Konditionsübungen. Und später, als sie das Trainingsspiel begannen, da war ihm noch nicht viel besser zumute. Wohl auch zum erstenmal in seinem Leben verspürte er so etwas wie Gleichgültigkeit gegenüber der schwarzweißen Lederkugel, die ihn sonst so ungemein faszinierte.

Er hatte ganz leise die Wohnungstür geöffnet und war in sein Zimmer geschlichen. Heute wollte er hier niemandem begegnen. Am allerwenigsten dem Vater und dessen Fragen. Er hatte sich im dunklen Zimmer ausgezogen und war zu Bett gegangen. Obwohl er körperlich sehr müde war, konnte er nicht einschlafen. Immer wieder fielen seine Gedanken über ihn her und erstickten seine Müdigkeit.

Arbeitslos!

Er war gerade erst neunzehn Jahre alt geworden, hatte vor kurzer Zeit seine Gesellenprüfung bestanden. Maschinenschlosser. Jetzt wollte er Geld verdienen. Er hatte angefangen, Geld zu verdienen. Und er hatte sich seinen jahre-

langen Traum erfüllt. Seinen 6-Zylinder-CBX-Traum in Rot-Schwarz-Silber. 2 obenliegende Nockenwellen. 24 Ventile. 105 PS. 5 Gänge. Geschwindigkeit über 200 km/h. Kostenpunkt: circa 11 000 DM plus Zinsen für die Raten. Er hatte sich diesen Traum erfüllt. Mit 36 Monatsraten. Und 34 davon waren noch zu zahlen. Arbeitslos.

Blitzgespräch und andere Schrumpfstories (1982)

Schrumpfstory

Das ist eine Geschichte, die – ohne Titel – nicht länger als 50 Wörter ist.

Im Sommer 1965 versuchte ich erstmals, mich ganz konsequent mit der deutschen Sprache auseinanderzusetzen, nach sprachlichen Formen zu suchen, die meinem damaligen Schreibvermögen adäquat waren.

Als masurischer Bauernjunge, der in seinem besonders lernfähigen Alter nur sechs Jahre zur Schule gehen durfte, anschließend für elf Jahre im Ruhrbergbau untertauchte – den Segnungen sogenannter höherer Schulbildung also überhaupt nicht ausgesetzt war –, hatte ich eine Menge nachzuholen. Aha, typischer Fall eines Sozialisationsdefizitärs, wird vielleicht jemand sagen. Meinetwegen.

Aber zurück zur Schrumpfstory: Ich machte die Erfahrung, daß mir 50 Wörter genügten, um so etwas wie eine Geschichte zu erzählen. Die formale Begrenzung auf 50 Wörter hat mich Autodidakten zu ziemlicher Schreibdisziplin gezwungen, denn die meisten Stories waren ja in ihrer Urfassung länger. Ich lernte auf diese Weise sehr wichtige Dinge kennen: zum Beispiel die Verstärkung mancher Aussage durch Umstellung im Satz, durch Fortlassen – und die Verdichtung durch das Zusammenstreichen. Durch diese Art der Textarbeit erlebte manche Story fünf bis sechs verschiedene Fassungen, ehe sie in ihrer endgültigen Form war.

contra

ich bin dagegen.
ganz einfach und schlicht: dagegen.
kommen sie mir doch nicht mit argumenten!
derartige haarspalterei ist mir zuwider – sie ekelt mich an!
es ist mein gutes recht, dagegen zu sein; und ich mache
von diesem meinem recht ausgiebig gebrauch.
ich bin dagegen!!

fragwürdig

tut mir leid, sagt der beamte, aber ich kann sie beim besten
willen nicht für nutzlos erklären – ihr psychogramm ist
normal!
als er jedoch das verzweifelte gesicht seines gegenübers be-
merkte, wurde er freundlicher: es gibt doch so viele seriöse
berufe – wie kommen sie nur auf die dumme idee, schrift-
steller zu werden?!

hypersensibel

wowo war herzensgut. bestimmt. aber unwahrscheinlich
sensibel!
sobald in seiner gegenwart ein wort fiel, das auch nur eine
entfernte –für menschen gar nicht wahrnehmbare – asso-
ziation des begriffs ›arbeit‹ erwecken konnte, wurde er
wild und schrie, unvollkommen übersetzt etwa folgendes:
ich schlag dich inne zähne!
sowas sensibles ist schon beängstigend!

eheberatung

eine kiefer und ein oberkiefer, beide in bestem alter, von gutem wuchs und ausgezeichneter gesundheit, beschlossen zu heiraten und eine familie zu gründen.

gesagt – getan.

leider blieb ihnen, trotz größter bemühungen, der nachwuchs versagt.

sie wissen warum?

wenn sie es wissen: versuchen sie es den beiden doch schonend beizubringen!

lebenslänglich

eigentlich mag ich sie ja ganz gut leiden, denn sie sind wesentlich harmloser, als sie es wahrhaben wollen.

aber so schrecklich unterentwickelt!

anstatt sich gemütlich über den boden zu wälzen, benutzen sie noch beine!

und ihre haut wechseln sie nie!

könntet ihr das aushalten: ein leben lang in derselben haut?

die rechnung

anfang des fünften schöpfungstages.

im paradies war schönste premierenstimmung: die wirbeltiere wirbelten – die säugetiere säugten – die blindschleichen schlichen sehr prächtig und gelungen.

kurzum: alles war so richtig wunderbar!

das ist mir irgendwie zu harmonisch, meditierte der uhu, ich habe die befürchtung, diese rechnung hat noch einen dicken unbekanntent!!

turmbau zu babel

speis! rief der hilfspolier emil seinem handlanger zu, speis
– aber dalli!
qu'est-ce que c'est? fragte der.
one – two – three! schrie gerade ein eisenflechter.
gleichzeitig begann jemand chinesisch zu singen.
alles klar – keiner weiß bescheid! brüllte emil.
und dann begann er eilig vom baugerüst zu klettern.

odysseus

ja dann wollen wir mal wieder ...
ooh ja! rief kalypso freudig-erregt, denn sie deutete diese
worte ein wenig falsch.
unbeirrt setzte odysseus seine rede fort: wieder weiter wan-
dern – herzlichen dank für speis und trank! leider muß ich
die odyssee fortsetzen!
na gut, bemerkte kalypso spitz, wenn du unbedingt mußst!

casanova

donna elvira von den vereinigten rasierwerken rief gerade
an: du hättest ihr nicht genügend lust zugefügt!
frau casanova kam richtig in rage: sechs reklamationen
diese woche! noch ein paar und dein job ist futsch! was
dann?!
dann schreib ich meine memoiren, murmelte casanova –
drehte sich zur wand und schnarchte.

hänsel und gretel

können sie französisch, fragte hänsel die alte hexe.
nee, sagte die.
aber marx haben sie doch gelesen?
auch das wurde verneint.
spielen sie denn wenigstens ping-pong?
die hexe spielte nicht einmal ping-pong!
hexen kann sie ja jede menge, meinte gretel, aber keine
bildung!
da wurde die hexe aber böse!!!

hase und igel

macht der aber eine show! grinste der igel und deutete auf
den hasen.
dieser, seit einer stunde sich warmlaufend, machte gerade
eine gekonnt-schwierige lockerungsgymnastik.
wie stehen sie zur modernen trainingsmethode, fragte ein
fernsehreporter den igel.
dieser kroch in seine startfurche, drehte sein hinterteil zur
kamera und sagte: so!

frau holle

und immer schön fleißig die betten geschüttelt!
warum?
damit schnee fällt – ich bin nämlich mit 50 % am umsatz
der wintersportunternehmen beteiligt. der schnee muß
gewaltig fallen!
marie nickte – dachte aber: alte ausbeuterziege, 50 % ge-
winnbeteiligung und ich soll dafür malochen?!
frau holle, deine aktien werden gewaltig fallen!!

denkpause

eines mittags weigerte sie sich, ihr fleisch in kleine stücke zu schneiden.
sie wurde sofort hinausgebracht, denn die anderen wurden unruhig.
sehr lange blieb sie fort.
nun ist sie zurück und schneidet wieder ihr fleisch in stücke.
aber vor jedem neuen schnitt macht sie jetzt eine kleine pause.

ein deutscher weltrekord

beim abendsportfest in essen-katernberg vergaß der vereinslose hammerwerfer franz-johann bimmelmaier sein gerät rechtzeitig loszulassen.
da gleichzeitig der watzkow-effekt wirksam wurde, konnte bimmelmaier mühelos das schwerkraftfeld der erde verlassen und eine äußerst weiche mondlandung ausführen!
diese tatsache, der internationalen weltraumbehörde wohlbekannt, wird immer noch – wahrscheinlich aus konkurrenz-angst – der öffentlichkeit vorenthalten!!

aufstand der gewichte

die scheibenhantel (152,75 kg) spazierte mit dem athleten über die bühne bis zur ehrenloge.
sprang dort aus seinen fingern – und legte sich dem herrn oberbürgermeister auf die gepflegten füße.
und das war das zeichen für den beginn der großen hantelrevolution, deren ende heute nicht mehr abzusehen ist.

gerechte strafe

herr x war der einzige lyriker im ganzen lande, der einen
handstand drücken und ein rad schlagen konnte.
ein heißer sommertag im schwimmbad brachte diese unge-
heuerlichkeit ans tageslicht!
infolge dieser gedankenlosigkeit mußte herr x sich fortan
in gebrochener prosa versuchen.
und zwar äußerst kläglich.
sagen seine kritiker.

do it yourself

muß das schön sein: ein leben ohne freizeit! ach ja!
seufzend streichelte veronika ihren selbstgestrickten hund
(übrigens ein sehr gelungenes exemplar in grün-violett:
zwei rechts, zwei links, einmal fallen lassen).
dann nahm sie ihre handarbeit wieder auf, denn bis weih-
nachten wollte sie ihren mann unter allen umständen fer-
tig haben!!

entwicklung

seit gestern ist es offiziell verboten, sich öffentlich in ver-
wickeltem zustand zu zeigen.
ich bin der letzte, der einer totalen oder radikalen verwick-
lung zustimmen würde – aber hin und wieder ein kleines
bißchen, das würde doch niemandem etwas schaden!
wirklich, etwas vom leben sollten die leute doch haben!!

Die Theater-Spielgruppe in der VHS (1982)

Wenn Laientheater sinnvoll und erfolgreich sein soll, dann kann es sich nicht damit begnügen, das Berufstheater zu kopieren. Es muß sich vielmehr Aufgaben suchen, die von den Stadttheatern nicht wahrgenommen werden. Ein Beispiel für gesellschaftlich wichtiges Laientheater gibt die Theater-Spielgruppe der Volkshochschule Essen. In monatelanger Arbeit haben Mitglieder der Gruppe in ihrer Stadt recherchiert und aus dem erkundeten Material ein Stück montiert und auf die Bühne gebracht, das den Widerstand während der Nazi-Zeit in Essen darstellt.

(Aus der Ansage zum Fernsehfilm »Nein zum Hakenkreuz«)

Theaterspiel in der Erwachsenenbildung gibt es in mannigfaltiger Art: vom hochdramatischen Klassiker bis zur lockeren szenischen Improvisation; vom multimedialen Experimentier-Theater bis zum kulissenlosen »Mime pur«; vom Animationstheater bis zum werkgetreuen Text-Nachspielen; von der schlichten Märchenform bis zur technisch aufwendigen Rock-Oper; vom Nur-Wort-Spiel bis hin zum Spiel ohne Worte ...

Dazu kommen noch die unterschiedlichsten Inhalte, auf ganz verschiedene Weise realisiert.

Die Spielgruppe in der VHS Essen besteht schon seit mehreren Jahren. Gemeinsam mit der jetzigen Leiterin, Frau Dr. Boll, habe ich sie als Co-Referent mehrere Semester lang betreut.

Die Teilnehmer der Gruppe kamen aus unterschiedlichen Berufen. Die Altersstruktur war weit gefächert. Ein Teil der Gruppenmitglieder war schon seit der Gründung dabei, andere seit mehreren Semestern. Aufgrund dieser Konstellation konnten neue Mitglieder gut integriert werden.

In den Anfangssemestern ihres Bestehens, also in der Zeit, bevor sie themenzentriert zu arbeiten begann, erprobte

sich die Spielgruppe in Grundformen der Darstellung. Um das Ins-Spiel-Kommen zu erleichtern, wurde besonders das körperbetonte Spiel – etwa nonverbale Übungen, pantomimische Darstellungsformen – bevorzugt eingesetzt. Ausgehend von der Selbsterfahrung wurden über das Vertrautwerden mit dem Übungsraum bis hin zur Interaktion mit Partner und Gruppe unterschiedliche Möglichkeiten des Spielens erprobt. Erst in einer späteren Phase, als ein Großteil der Spielhemmungen bereits abgebaut war, wurde die Verbalsprache verstärkt einbezogen. Der Schwerpunkt lag in den ersten Semestern in der Improvisation: Bewegungsimprovisation, Improvisation mit Requisiten wie Hüten, Stöcken, Masken, Kartons, Tüchern etc. Dadurch entwickelten die Gruppenmitglieder ein gesundes Selbstbewußtsein im Einsatz der eigenen Spielmöglichkeiten. Darüber hinaus schulten sie auch ihr kreatives Potential durch das Erfinden und »Weiterspinnen« von Spielsituationen, den Bau kleiner Spielszenen. Sie erfuhren, daß Theaterspielen nicht unbedingt an das wortgetreue Nachspiel von Fremdtext gebunden ist. Als logische Weiterentwicklung des Gruppen-Zustandes begann danach die Zeit der themenzentrierten Arbeit. Ausgehend von einer Erzählung Martin Andersen Nexös begann die Gruppe, die »Nutzanwendung« ihrer bisher gemachten Spielerfahrungen zu erproben: Sie setzte ihr mehrsemestriges »Spiel-Fundament« zum Aufbau eines Stückes ein. Aus dem Ideen-Kern der Erzählung »Der Gott des leeren Zeremoniells« wurde in Improvisationen Spielszene für Spielszene entwickelt, bis aus der relativ knappen literarischen Vorlage ein eigenständiges Theaterstück entstanden war: »Eine Krone ohne Kopf«.

Die bei der Erarbeitung und Aufführung dieses Stückes gemachten Erfahrungen – vom Schreiben des Textes über die Darstellung auf der Bühne bis hin zu technischen Problemen wie etwa der Beleuchtung – brachten der Spielgruppe nicht nur das für ihre Weiterentwicklung

notwendige Erfolgserlebnis, sondern auch fundamentale Einsichten in die Prozesse und Gesetzmäßigkeiten des Theatermachens. Das waren wesentliche Voraussetzungen für die Realisierung des nächsten und schwierigeren Projektes, der szenischen Collage »Sie sagten Nein«.

Frau Dr. Boll brachte den Themenvorschlag für die Erarbeitung eines neuen Stückes ein: den antifaschistischen Widerstand während der Zeit des Naziregimes. Eingegrenzt auf das Gebiet der Stadt, in der die Gruppe zu Hause ist, auf Essen.

Gleich zu Beginn der Diskussion wurde die Schwierigkeit der Thematik bewußt, besonders auch, weil kein Gruppenmitglied jene Zeit aus eigener Anschauung, eigenem Erleben kannte. Die Mitglieder begannen sich zu informieren in Büchern, in Zeitungsarchiven. Dabei brachte sie besonders ein Buch, »Lichter in der Finsternis – Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945«, verfaßt von Ernst Schmidt, auf wichtige Spuren.

Weitere Recherchen ergaben, daß in Essen noch Menschen lebten, die damals aktiv am Widerstand teilgenommen hatten. Es bestand also die große Chance, Berichte aus »erster Hand« zu erhalten, die Betroffenen über die damalige Zeit, über ihre Eindrücke und Erlebnisse zu befragen.

Je länger man sich mit dem Thema befaßte, desto reichhaltiger wurde die Materialiensammlung. Und es wurde immer deutlicher, daß der Hauptakzent des Essener Widerstandes aus der organisierten Arbeiterschaft, von Gewerkschaftern, Sozialdemokraten und Kommunisten kam.

Aber auch evangelische Christen, besonders die Mitglieder der »Bekennenden Kirche« – prominentestes Mitglied war in Essen wohl Dr. Gustav Heinemann, der spätere Bundespräsident – und Katholiken gehörten zum Widerstand. Ebenso die Zeugen Jehovas.

Nun entschloß sich die Gruppe, verschiedene Interviews zu machen. Mit Menschen, die während des Nazi-Regimes aktiven Widerstand geleistet hatten (Beispiel: Frau Anna Teschner); mit Angehörigen verstorbener Menschen, die Widerstand geleistet hatten (Beispiel: Dr. Peter Heinemann, Sohn des ehemaligen Bundespräsidenten Dr. Gustav Heinemann); mit Bewohnern einer Straße, die nach einem Essener Widerstandskämpfer benannt wurde (Beispiel: Die Franz-Voutta-Straße in Essen-Werden).

Durch die Interviews war das Material noch um wesentliches angewachsen. Um in der Fülle nicht die Übersicht zu verlieren, begann man zu untersuchen, was aus dem vorhandenen Material in szenische Darstellung umgesetzt werden könnte. Es wurde auch nach spezifischen Darstellungsformen gesucht, die diesem sehr empfindlichen Thema adäquat waren.

Aufgrund der bisher gemachten Spielerfahrungen waren sich die Gruppenmitglieder darüber klar geworden, daß sie von ihrem Darstellungsvermögen her nicht in der Lage sein konnten, die Thematik in das psychologische Spiel von Berufsschauspielern umzusetzen. Eine naturalistische Darstellungsweise schied also aus. Auf der Suche nach einer dem Stand der Gruppe gemäßen Darstellung wurde eine Form erarbeitet, die sich an der epischen Spielweise Bertolt Brechts orientierte. Es wurden Kurzszenen entwickelt, in der durch sparsame Dialoge das Wesentliche der beabsichtigten Aussage herausgearbeitet war. Diese Kurzszenen wurden wiederum durch Kommentare verbunden, die ergänzende Informationen brachten, die den Bogen der Szenenfolge verbanden und klammerten. Eine szenische Collage, die verschiedene Bilder zu einem thematisch geschlossenen Stück werden ließ.

Um auch den Menschen, besonders den jungen, die von der damaligen Zeit zu wenig wußten, den politischen Hintergrund zu verdeutlichen, plastischer werden zu

lassen, wurde beschlossen, den Ablauf der Szenen chronologisch zu ordnen. Man hatte vorher mehrere Versuche der Zuordnung erprobt, zum Beispiel nach politischen Parteien etc., aber das hatte sich als zu schwierig erwiesen. Die chronologische Anordnung versprach eine klare und nachvollziehbare Strukturierung, die dem Verständnis des gesamten Stückes förderlich sein würde.

Die Erarbeitung der einzelnen Szenen verlief im wesentlichen auf der Basis von Improvisationen. Durch die in mehreren Semestern gemachten Spielerfahrungen und den bereits praktizierten Bau eines Stückes waren die Gruppenmitglieder gut vorbereitet. Allerdings war es wesentlich schwieriger, aus dem jetzigen Material spielbare Szenen zu erstellen, als damals, bei der Umsetzung der Erzählung von Nexö. Denn jetzt mußten Fakten und Daten eingehalten – und dabei noch auf spielbare Formung gebracht werden. Der Freiraum bei der Erarbeitung war enger, stellte höhere Ansprüche an die Gruppenmitglieder. Und da sich der Erarbeitungszeitraum über mehrere Semester hinzog, wurden einzelne Gruppenteilnehmer in ihrer Ausdauerfähigkeit ziemlich strapaziert.

Die zur Verfügung stehende Zeit während der Semester betrug jeweils drei Zeitstunden in der Woche. Das ist nicht sehr viel für ein so umfangreiches Projekt. Genau genommen ist ein derartiger Zeitvorrat ziemlich gering. Und es ist nur der besonderen Aktivität der Mitglieder zu verdanken, daß die Erarbeitung in diesem offiziellen Zeitrahmen überhaupt erfolgen konnte. Das heißt, die Aktivitäten gingen längst über die offiziellen drei Wochenstunden hinaus, besonders, als sich das Projekt seiner Vollendung zuneigte. Aber auch während der Recherchen, der Interviews, war der Zeitaufwand beträchtlich.

Die Mitarbeit der Gruppe war, besonders was ihre Motivation betrifft, außerordentlich. Selbstverständlich ergeben sich in einem Projekt dieser Art genügend Gelegenheiten, wo die Lust dem Frust zu weichen beginnt. Das ist

nur natürlich – selbst Profis werden davon nicht verschont. Warum dann nicht auch Amateure?

Ich glaube, wir sollten uns die Situation noch einmal verdeutlichen: Eine Gruppe von Erwachsenen, aus unterschiedlichen Lebensbereichen und Berufsfeldern kommend, hat sich nur durch das gemeinsame Interesse an Theaterspielen zusammengefunden. Sie treffen sich normalerweise einmal in der Woche für drei Stunden. Neben ihrer Berufstätigkeit, ihren familiären Pflichten. Sie kommen in gänzlich neue Lernsituationen, übernehmen freiwillig und mit Engagement neue und manchmal recht schwierige Aufgaben. Völlig entgeltfreie Arbeitsleistungen von beträchtlichem Aufwand. Und sie schaffen dann ein Endprodukt von weitreichender Komplexität, obwohl sie dieses Metier nicht professionell gelernt haben. Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß die Leiterin der Spielgruppe, Frau Dr. Boll, von Beruf Dramaturgin und Regisseurin am Stadttheater Essen ist. Aber theatralische Professionalität allein befähigt noch längst nicht jeden dazu, mit Amateuren Theater zu machen. Ich selber habe Theaterprofis erlebt, die bei der Arbeit mit Amateuren total überfordert waren und sich nur durch autoritäres Verhalten zu retten versuchten. Bei diesen Leuten hatte ich den Eindruck, daß ihnen ihr Beruf eher im Wege denn der Sache förderlich war.

Selbstverständlich erhält der Leiter eines Theaterkurses an einer Institution der Erwachsenenbildung von den Kursteilnehmern eine Menge Vorschußlorbeeren, wenn er vom Berufstheater kommt. Aber von Vorschußlorbeeren allein läßt es sich nicht unbeschränkt leben; das heißt: Irgendwann einmal kommt für ihn die Stunde der Wahrheit. Und dann sind ihm entweder ein Großteil der Leute fortgelaufen oder aber er hat mehr schlecht als recht ein Stück, ursprünglich für den professionellen Theatereinsatz geschrieben, »durchgeknüppelt«.

»Es sind eben bloß Amateure!«, sagen nach so einer Ausführung entschuldigend die Zuschauer. »Es sind eben bloß Amateure!«, sagt auch der Profi. Doch er setzt diese Aussage einen ganz anderen Akzent als die Zuschauer. Die Leitung von Theatergruppen in der Erwachsenenbildung ist ein Problembereich, der hier nur angedeutet werden kann. In meiner nunmehr über zwei Dutzend Jahre dauernden Erfahrung mit dem Medium Theater – als »konventionelles« Theater, als Bewegungstheater oder als multimediales Experimentiertheater – habe ich viele Einsichten in die Arbeit mit Amateuren gewinnen können. Und deshalb sei es mir nicht verübelt, wenn ich der Überzeugung bin, daß manche Aufgaben von ihnen besser zu lösen sind als vom durchschnittlichen Bühnenprofi. Allerdings kommt es sehr darauf an, wie sie angeleitet werden, mit welchem pädagogischen Gespür eine Leiterin oder ein Leiter »seiner« Gruppe begegnet. Der sehr sensible Wechselbezug zwischen einer Gruppe und ihrer Leitung schafft entweder ein wechselseitiges »Hochschaukeln« zu guter bis außerordentlicher Leistung – oder aber eine wechselseitige, sich immer mehr verfestigende Blockade, die das gesamte Beziehungsgeflecht lahmlegt, leistungsunfähig werden läßt. Die gegenseitige Abhängigkeit ist größer, als man im allgemeinen annimmt; und im Grunde können beide nur so gut oder nicht gut sein, wie es der andere erlaubt.

Ilka Boll. Theater-Brennpunkt Essen (1989)

Anfang des Jahres 1976 sprach ich Ilka Boll zum ersten Mal. Es war in ihrem Büro im Theater. Vor ihr auf dem Tisch türmten sich Bücher und Manuskripte. Sie deutete auf den Manuskript-Turm: »Das da habe ich durchgelesen – und wieder nichts dabei. Lauter Innerlichkeiten! Da wird laufend psychologisiert, bis man es nicht mehr lesen kann! Wo bleibt da die Problematik, der politische Anspruch der Autoren?«

Ilka Boll hatte begonnen, in der Essener Volkshochschule eine Theatergruppe aufzubauen. Unter dem Titel »Wir schreiben spielend ein Stück« sollten hier junge Menschen in einer Art »Szenischer Werkstatt« in die Grundlagen des Theaterspiels eingeführt werden mit dem Ziel, ein eigenes Stück zu »bauen« und es auch selber aufzuführen. Nun suchte sie jemanden, der ihr bei dieser Arbeit mithelfen wollte – und der damalige Fachbereichsleiter an der Volkshochschule Essen, Dr. Erhard Schlutz, heute Professor für Erziehungswissenschaften in Bremen, brachte uns zusammen. »Setzen Sie sich«, sagte Ilka Boll zu mir, »und erzählen Sie.«

Ich berichtete von meiner Arbeit Untertage als Bergmann, der ersten Begegnung mit dem Theater. Später, Anfang der Sechziger, Studententheater mit Jürgen Flimm, Pantomimenausbildung und Bewegungstheater während meines Studiums an der Sporthochschule Köln. Ich erzählte von der Arbeit mit freien Theatergruppen; vom Schreiben an Hörspielen, Erzählungen, Romanen; von der momentanen Arbeit an meinem Sachbuch »Körpertraining und Bewegungsgestaltung im darstellenden Spiel«. Sie hörte sehr aufmerksam zu, stellte zwischen durch Fragen, besonders zum Sachbuch. Ich zeigte ihr einige Fotografien, erzählte vom Aufbau des Buches.

Dann begann sie über sich selbst zu berichten: Mit 15 Jahren polnische Meisterin im Brustschwimmen – Start für

Polen bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin; Ausbildung als Tänzerin; Schauspielstudium bei Lucie Höflich; Engagements als Tänzerin und Schauspielerin; Studium der Germanistik, Anglistik, Philosophie und Theaterwissenschaften in Berlin, Göttingen und Köln – dort Promotion über »Tanz und Artistik auf der altenglischen Bühne«. Seit 18 Jahren Chefdramaturgin, Autorin und Übersetzerin am Essener Stadttheater.

»Sie stammen aus Masuren«, sagte Ilka Boll, »pan moce po Polsku?«

»Troche«, antwortete ich, »nur noch ein bißchen.«

»Was man als Kind gelernt hat«, meinte sie, »das sitzt tief – mein Polnisch stammt auch noch aus der Kindheit. Es dürfte Ihnen nicht schwerfallen, die alte Sprache wieder zu aktivieren.« Sie erläuterte, wie sie sich unsere Zusammenarbeit vorstellte. Ich ebenfalls. Dann hatten wir unsere Begegnungspunkte gefunden – die gemeinsame Arbeit konnte beginnen.

Zu Beginn des Jahres 1976 hatten sich fast 30 Teilnehmer für die Spielgruppe angemeldet. Es waren überwiegend junge Menschen aus unterschiedlichen Berufen. Um Hemmungen abzubauen und miteinander ins Spiel zu kommen, begannen wir mit Grundformen der Darstellung, mit nonverbalen Übungen, pantomimischen Darstellungsformen, betonten eine körperbetonte Spielweise. Wir machten die Mitwirkenden mit dem Spielraum, mit dem Zusammenspiel in der Gruppe, vertraut.

Der Schwerpunkt der ersten Zeit lag auf dem Improvisieren: Bewegungsimprovisationen, Improvisationen mit Requisiten, etwa Hüten, Stöcken, Masken, Tüchern. Die jungen Leute begannen ihre Möglichkeiten im Spiel zu entdecken, fingen an, ihr kreatives Potential zu schulen, erfanden Spielmöglichkeiten und spannen sie weiter bis zu kleinen Spielszenen.

In einer späteren Phase, als ein Großteil der Spielhemmungen abgebaut war, wurde die Sprache bewußter

eingesetzt: Lesen mit verteilten Rollen – Spieldialoge entstanden. Im Verlauf unserer Zusammenarbeit hatten sich Schwerpunkte entwickelt: Während Ilka Boll die Arbeit am Text, an der Sprache bevorzugte, übernahm ich den Schwerpunkt Bewegung. Im Laufe der Zeit entwickelte sich der Spiel-Zustand der Gruppe immer weiter, das Fundament der spielerischen Fertigkeiten wuchs. Eines Abends brachte Ilka Boll einen Text mit. Es war die Kurzgeschichte »Der Gott des leeren Zeremoniells« von Martin Andersen Nexö. Wir lasen den Text, sprachen über seinen Inhalt. Dann begannen die Teilnehmer ihre bisher gemachten Spielerfahrungen am konkreten Gegenstand zu erproben: Der »Kern« der Kurzgeschichte wurde durch Improvisationen in eine dramatische Handlung umgesetzt. Wir einigten uns darauf, daß diese Handlung zur Zeit der Bauernkriege stattfinden sollte.

Um den jungen Spielern die damalige Zeit noch konkreter näherzubringen, brachte Ilka Boll ihr Programmheft zu Dieter Fortes Drama »Martin Luther und Thomas Münzer oder die Einführung in die Buchhaltung« mit, einem Stück, das in der Spielzeit 1970/71 am Essener Theater uraufgeführt wurde. Die in diesem Programmheft aufgeführten »zwölf Artikel der Bauern« waren die Forderungen der Unterdrückten, die sie an ihre brutalen Herren richteten:

1. Freie Wahl des Pfarrers, der das Evangelium ohne menschlichen Zusatz predigen sollte.
2. Daß dem Pfarrer nicht mehr als der Zehnte zu seinem Unterhalt gegeben werde, und daß man vom Kirchengute den Überschuß ansammle, damit im Kriegsfall keine Landessteuer auf die Armen gelegt zu werden brauche.
3. Daß die Herren als wahre und echte Christen die Bauern aus der Leibeigenschaft entlassen, welche übrigens versprechen, daß sie nach Gottes Gebot leben und der Obrigkeit in allen ziemlichen und christlichen Sachen gehorsam sein wollen.

4. Daß der arme Mann Gewalt habe, das Wildbret, Geflügel oder Fische zu fangen.
5. Daß alle Waldungen, welche Weltliche oder Geistliche nicht erkauft, sondern sich willkürlich zugeeignet haben, den Gemeinden wieder anheimfallen, welche sich wegen des Erkauften gütlich vergleichen sollen.
6. Daß man die Bauern nicht so hart mit Diensten beschwere.
7. und 8. Daß man sie im Fronen und Gülten billiger handle.
9. Daß man sie gerecht richte und strafe, nicht aus Neid und parteiisch.
10. Daß die Wiesen und Äcker, die von Rechts wegen den Gemeinden gehören, wieder herausgegeben werden.
11. Daß die Witwen und Waisen nicht länger durch den Brauch, genannt Todfall, um das Ihrige gebracht werden.
12. Wenn einer von diesen Artikeln als dem Worte Gottes nicht gemäß nachgewiesen würde, wollten sie davon abstehen, behielten sich aber vor, andere in der Schrift begründete Artikel aufzustellen.

Von diesen zwölf Artikeln ausgehend wurden die jungen Leute der Spielgruppe durch Ilka Boll mit der damaligen, sehr erbärmlichen Situation der Bauern bekannt gemacht. Durch weitere Materialien konnten sie sich in die Ereignisse der Zeit um das Jahr 1520 vertiefen, ihr Geschichtsbild um ein wichtiges Datum deutscher Historie erweitern.

In dieser Zeit der intensiven Beschäftigung mit den Bauernkriegen machte ich meine Reise ins masurische Polen. Es war das erste Mal nach dreißig Jahren, daß ich, ein ehemals masurischer Bauernjunge, wieder das Land meiner Eltern und Ureltern betrat. Und trotz der inzwischen vergangenen Jahrzehnte war die Erinnerung an meine Kindheit beim Anblick der alten Bäume und Gebäude, der Wiesen und Felder, sehr stark. Die Landschaft dieses Sommers, ihre Geräusche und Gerüche, mischten sich

mit den Erinnerungen der zwölf Jahre meiner Kindheit zu neuen Bildern, Tönen und Geruchsempfindungen, machten diese Reise in meine Vergangenheit zu einem sehr persönlichen Erlebnis. [...]

Dazu kamen noch die Begegnungen mit den Menschen, die jetzt hier lebten und die uns, die »Heimwehtouristen«, wie wir genannt wurden, mit großer Herzlichkeit empfingen. »Warum«, fragte weinend die alte polnische Bäuerin, die jetzt dort wohnte, wo wir einst unser Zuhause hatten, »warum seid ihr erst so spät zu uns gekommen? Alle im Dorf hatten ihre Deutschen schon zu Besuch, nur wir nicht! Warum seid ihr nicht schon früher gekommen?« Und hier begann ich meine alte Sprache, die zweite Sprache meiner Kindheit, wieder aus dem Gedächtnis zu holen und anzuwenden, fing an, mit diesen Menschen, die genau wie wir Vertriebene jenes brutalen Krieges waren, der 1939 von deutschem Boden begonnen wurde, in unbeholfenen Sätzen zu reden. Masurisch ist eine Grenz-Sprache, die in dem Teil Masurens, aus dem ich stamme, als Umgangssprache benutzt wurde. Sie besteht zu etwa drei Vierteln aus polnischen Wörtern, ein Viertel ist aus dem Deutschen entlehnt. Die Satzmelodie ist polnisch. Bis zu meinem zwölften Lebensjahr habe ich sowohl Masurisch als auch Deutsch gesprochen.

Die Menschen, die jetzt hier auf »unserem« Land lebten, die in schwerer Arbeit jene Felder beackerten, auf denen einstmals auch unsere Vorfahren mühsam gesät und geerntet hatten, kamen aus der Ukraine. Diese ehemals zu Polen gehörende Landschaft war nach Ende des Zweiten Weltkrieges von der Sowjetunion besetzt worden, die polnischen Bewohner mußten sich 1000 Kilometer weiter westlich in Masuren eine neue Heimat suchen. Zur gleichen Zeit waren wir 1000 Kilometer nach Westen gefahren, um im Ruhrgebiet eine neue Heimat zu finden. Und nun versuchten wir miteinander ins Gespräch zu kommen, die vertriebenen Bauern aus der Ukraine und aus Masuren.

Als ich von dieser Reise nach Essen zurückgekommen war, erzählte ich Ilka Boll von den sehr starken Eindrücken, die dieser Besuch im Land meiner Kindheit bei mir hinterlassen hatte.

»Haben Sie schon daran gedacht, ein Theaterstück daraus zu machen?«, fragte sie mich.

Ich schüttelte den Kopf. »Es ist alles noch zu dicht bei mir, es ist mir alles noch zu nah.«

»Dann warten Sie noch, bis Sie die nötige Distanz bekommen – zu große Nähe kann stören.«

An manchen Abenden versuchte ich mich dann mit ihr in meinem holprigen Masurisch, der Sprache der Bauern und »einfachen« Leute, zu unterhalten. Sie sprach ein sehr fließendes Polnisch. Es war ein ungleiches Wortfeld, auf dem wir uns hier begegneten – aber wir konnten uns beide in dieser Sprache verständigen.

Essen. Stadt-Ansichten 1889–1947 (1989)

Bertolt Brecht und Essen

Das Essener Stadt-Theater, der »Grillo-Bau«, war der erste Theaterbau im Ruhrgebiet. Er wurde von dem Essener Industriellen Grillo gestiftet und im Jahre 1892 eröffnet.

In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts vergrößerte man dann die Zahl der ursprünglich 500 Zuschauerplätze, auch des Schauspielhauses auf 800, was für einen gesteigerten Bedarf spricht. In diese Zeit fällt auch das Wirken von Rudolf Schulz-Dornburg, der besonders die Essener Oper weit über die Region hinaus bekannt werden ließ.

Durch Schulz-Dornburg kam auch der große Tänzer und Choreograph Kurt Jooss an das Essener Theater. In der Spielzeit 1927/28 war er als künstlerischer Berater, später als Leiter der Tanzgruppe dort tätig.

Mit der Einrichtung der Folkwang-Schule, die 1927 in Essen gegründet und in den beiden Abteilungen »Folkwang-Schule für Musik, Tanz und Sprache« und »Folkwang-Schule für Gestaltung« betrieben, als Zusammenfassung aller künstlerischen Berufsausbildung galt, wurde ein weiterer starker Kulturimpuls gesetzt. Besonders der Tanz erfuhr durch das Wirken von Kurt Jooss bald internationale Bedeutung, um schließlich mit dem Tanzdrama »Der grüne Tisch« Weltruhm zu erlangen.

Schulz-Dornburg, in der neuen Musik aktiv, wollte im Bereich des Musik-Theaters ein »Glanzlicht« setzen. Er nahm mit Kurt Weill, Bert Brecht und dem Filmemacher Carl Koch Verbindung auf, die zu dieser Zeit in Berlin lebten.

In den ersten Junitagen des Jahres 1927 reisten diese drei Künstler dann ins Ruhrgebiet und sahen sich »vor Ort« um. Sie begannen mit Verwaltungsleuten und Vertretern des Magistrats über das geplante Projekt »Ruhrepos« zu verhandeln. Es sollte eine »Industrieoper« werden, ein

episch-dokumentarisches Werk, so zwischen »Oratorium und Rüpelspiel« angesiedelt, avantgardistisch und volkstümlich zugleich. Ein künstlerisches Gesamtwerk, das Dichtung, Musik, Fotografie, Schauspiel und Film integrieren sollte.

Von der Verwaltung der Stadt Essen wurde den Künstlern ein detaillierter Kostenvoranschlag abverlangt. Dazu noch drei getrennte Projektvorschläge.

Im guten Glauben, daß alles nun seinen geregelten Gang ginge, begannen die drei dann an dem Ruhepos zu arbeiten. Briefe wechselten von Berlin nach Essen – von Essen nach Berlin. Die Wochen und Monate kamen und gingen. Es wurde viel Papier ausgetauscht. Brecht, Weill und Koch wurden immer wieder vertröstet, besonders, was die Finanzierung ihrer Arbeiten betraf.

Brecht war schließlich der erste, der mit Schreiben vom 4. Mai 1928 an Schulz-Dornburg die Hinhalteraktik der Verwaltung erkannt hatte und wenigstens die entstandenen Unkosten erstattet haben wollte. Er schrieb: »Wir haben selbstverständlich dabei auch unsere eigene Arbeit in Ansatz gebracht, da wir nicht festbezahlte Stellungen einnehmen, sondern freie Künstler sind.«

Ob das Argument des freien Künstlers die damaligen Bürokraten beeindruckt, überzeugt hat, ist zumindest fraglich. Sicher ist auf jeden Fall, daß das Projekt »Ruhepos« nie zustande kam. Es soll damals in Essen eine gezielte Kampagne gegeben haben, die sich aus politischen Gründen gegen die drei Künstler richtete – und die es letztendlich verhinderte, daß in Essen eine Weiterentwicklung der Oper realisiert werden konnte.

Wenige Monate später zeigte dann der sensationelle Erfolg der »Dreigroschenoper« von Brecht und Weill, welche Riesenchance die Essener vergeben hatten. Nicht auszudenken: Das Essener Stadttheater als Uraufführungsstätte des »Ruhepos«, eines vielleicht ähnlichen Welterfolges wie die »Dreigroschenoper«!

Wider die Vielleserei

Die Essener Stadtbücherei wurde im Jahre 1930 neu erbaut. Sie hatte mit dem Bibliotheksdirektor Sulz einen hervorragenden Mann, der mit der Einrichtung der Essener Bücherei völlig neue Konzeptionen für Bibliotheken einführte.

Die Bibliothek war in vier Bereiche aufgeteilt:

1. Hauptstelle der Volksbücherei (es gab noch neun Zweigstellen);
2. Wissenschaftliche Bibliothek;
3. Jugendbücherei;
4. Musikbücherei.

In der Volksbücherei, die ihren Namen zu recht führte, konnte man sowohl Unterhaltungsliteratur, z.B. Karl Mays »Winnetou I bis III« oder Krimis ausleihen, als auch die sogenannte »hohe Literatur«. Diese Konzeption, die wohl zum ersten Mal in Deutschland konsequent das pädagogische Prinzip verwirklichte, den Leser bei seinen Lesbedürfnissen »abzuholen«, war der damals üblichen Bibliotheksarbeit ein Stück voraus. Mit über 200 000 Bänden Bestand und etwa 600 000 Ausleihen im Jahre 1933 gehörte Essens Stadtbücherei zu den führenden im Deutschen Reich.

Kaum waren die Nationalsozialisten an der Macht, als sie Eugen Sulz aus seiner so erfolgreichen Arbeit vertrieben und durch ihren Parteigenossen Richard Euringer ersetzten.

Dessen wichtigste Tat war die »Säuberung« des Buchbestandes. So sollen in seiner Wirkungszeit, er wütete bis zum Jahr 1936 in dieser Position, fast 60 000 Bücher teils verbrannt, teils aus dem Leihverkehr gezogen worden sein! Die Nazis nannten das »Rückgang der Vielleserei«.

Ein Saal für eine Göttin

Der Name »Folkwang«, den der Hagener Millionärsohn Karl Ernst Osthaus aus der germanischen Mythologie entlieh, steht in Essen als Synonym für erfolgreiche Kunst und Kultur. Folkwang, der Sage nach der Saal der Freya, der germanischen Göttin von Liebe und Schönheit, sollte eine Begegnungsstätte für Bürger aller Schichten mit einer Kunst werden, die sich als »Verschwisterung der Museen« verstand. Zuerst in Hagen realisiert, geriet die erste Verwirklichung dieser Idee nach dem frühen Tode von Osthaus in Schwierigkeiten. Der damalige Oberbürgermeister von Essen, der spätere Reichskanzler Dr. Hans Luther, sah die Chance: Er bemühte sich um Mäzene – heute würde man »Sponsoren« sagen – die die Sammlung Folkwang aufkauften und im Jahre 1922 nach Essen brachten.

Im Laufe der weiteren Jahre entwickelte sich das Museum Folkwang zu einem hervorragenden Sammelpunkt für Werke so bekannter Künstler wie beispielsweise Barlach, Beckmann, Chagall, Cézanne, Feininger, Heckel, Kandinsky, Kirchner, Klee, Kokoschka, Macke, Marc, Matisse, Nolde, Rohlf, Schlemmer, Schmidt-Rottluff.

Jüdische Mitbürger beteiligten sich mit großem finanziellem Einsatz am Ausbau des Museums. In diesem Zusammenhang möchte ich, stellvertretend für die anderen, Dr. Simon Hirschland nennen, der sich an der Stiftungssumme des Museums Folkwang, die 15 Millionen Mark betrug, allein mit 1 250 000 Mark beteiligte!

Als dann die Nationalsozialisten nach der Übernahme der Macht Dr. Ernst Gosebruch, der das Museum von 1922 an sehr erfolgreich leitete, durch den SS-Mann Dr. Klaus Graf von Baudissin ablösten, begann die »Reinigung« des Museums von jener Kunst, die die Nazis als »entartet« bezeichneten. Auch Dr. Hirschland und andere jüdische Bürger, die sich für das Museum persönlich und finanziell eingesetzt, seine Existenz wahrscheinlich erst ermöglicht

hatten, wurden aus dem Folkwang-Verein ausgeschlossen. Natürlich unter Einbehaltung der großen Werte, die sie im Laufe der Jahre diesem Museum gespendet hatten!

Das uralte Herz des Reviers

Die Kohle hatte hunderte von Millionen Jahren gewartet. Schicht um Schicht war sie aus den riesigen Urwäldern der Karbonzeit herangewachsen, hatte sich im Wechsel des amphibischen Geländes zwischen Land und Meer immer höher gefaltet. Sie hatte die gigantischen Schuppen- und Siegelbäume, die Riesenschachtelhalme und Sumpfyzypressen, Reptilien und Insekten in sich aufgenommen, sie sich einverleibt.

Im Wechsel der Jahrhunderte, Jahrtausende kam und ging das Meer. Neue Urwälder, unterstützt durch tropisches, feuchtwarmes Klima, wuchsen heran. Wurden überschwemmt. Sanken hinab. Ehe sie verwesen konnten, wurden Bäume, Dickicht, Tierleiber von dem zersetzenden Sauerstoff der Atemluft abgetrennt, mit Sand zugeschüttet. Es entstand Moor. Wurde von neuem mit Schwemmsand abgedeckt. Schichtete sich weiter. Torf entstand.

Die Lebensreste aus Bäumen und Tieren wurden immer fester zusammengedrückt. Die Urwälder sanken in die Tiefe, wurden hart und härter. Sie wurden zur Braunkohle. Wurden weiter zusammengepreßt zur Steinkohle. Schicht über Schicht, so legte sich Flöz für Flöz immer tiefer in die Erde. Jahrmillionenlang. Und dieses gepreßte Leben ruhte im Boden unter den Städten. Hier wartete das schwarze Herz des Reviers auf die Menschen.

Und diese Menschen kamen. Sie kamen aus vielen Ländern, suchten Arbeit und Brot. Sie fanden Arbeit und Brot.

Versteinerte Urwälder zogen die Menschen an, ließen sie in den Gedärmen der Erde wühlen, in oftmals erbarungsloser Härte arbeiten. So förderten sie Schicht um Schicht – Morgenschicht, Mittagschicht, Nachtschicht – die Reste der prähistorischen Urwälder zu Tage.

Das Lebewesen Mensch, irgendwann aus den Urwäldern aufgetaucht, grub nun versteinerte Urwälder aus, die viel älter als sein Ursprung waren – und verbrannte sie.

Fabriken wurden gebaut. Industrie entstand. Geschäfte wurden aufgebaut und getätigt. Die Revierstädte weiteten sich aus zum sogenannten »Ballungsraum« – Rauch verband diese Städte.

Inmitten des Ballungsraumes Ruhrgebiet entwickelte sich die Stadt Essen mit 22 Schachtanlagen zur größten Zechenstadt Europas. Ihre Wurzeln reichen also bis in die prähistorischen Urwälder der Karbonzeit. Denn: Ohne Kohle wäre diese Stadt nicht so geworden, wie sie jetzt ist. Jetzt, nachdem auch die letzte Zeche geschlossen wurde.

Zeitzeichen oder Der Weg ist das Ziel (1991)

Anderthalb Jahrzehnte habe ich nun diese Literaturwerkstatt in der Erwachsenenbildung geleitet und hunderte von Zusammenkünften unterschiedlicher Intensität erlebt. Ich hörte und las einige tausend Geschichten und Gedichte – in Stadien unterschiedlichen Gelingens. Ich habe menschlichen Stimmen gelauscht, die fragten und antworteten, bin Argumenten, bin Lob und Tadel begegnet, die, zu Worten geworden, zwischen Menschen ausgetauscht wurden.

Ich habe an manchem Abend Frauen und Männer erlebt, die einfach nur zuhörten – und erst nach Wochen oder gar Monaten ihre aufgeschriebenen Gedanken den anderen zeigten.

Es gab aber auch welche, die schon den ersten Abend in dominanter Präsenz zubrachten, so als wären zwei Dutzend Menschen nur zusammengekommen, um sich von einem bis dahin verkannten Wort-Genie, das auch noch gegen jede Kritik immun zu sein schien, berauschen zu lassen. Und dabei hatte doch schon vor ziemlich langer Zeit der irische Spötter G. B. Shaw, behauptet, daß Genie zu 5 Prozent aus Inspiration, aber zu 95 Prozent aus Transpiration bestünde!

Es sind sehr verschlungene Lernpfade, die durch den Dschungel des menschlichen Gehirns führen, und es gibt keine Patentrezepte, das Mäandern des menschlichen Geistes zwischen seinen geschätzten 14 Milliarden wundersamer Hirnzellen in eine Hochgeschwindigkeits-Lernbahn zu verwandeln.

Nein, unsere Literaturwerkstatt war kein germanistisches Seminar. Sie war aber auch kein literarisches Kaffeekränzchen. Wir verwendeten keine computergestützten Lernprogramme, machten am Semesterschluß auch keinen literarischen Wissens-Test.

Aber es gab in 15 Jahren viele Augenblicke, in denen Funken der Menschlichkeit zwischen den Worten blitzten, sich manchmal im befreienden Lachen entluden oder in gemeinsamem Schweigen. Augenblicke, in denen jeder auf seine Weise erleben konnte, was menschliche Worte bewirken können, wenn man sich auf sie einläßt und ihre Wirkung ernst genug nimmt.

Als ich im Jahre 1976 die Literaturwerkstatt an der Volkshochschule Essen gründete, hatte ich schon viele unterschiedliche Gruppenerfahrungen gemacht – als Teilnehmer und Leiter. Ich hatte das Studium der Erziehungswissenschaften, Schwerpunkt Erwachsenenbildung, beendet, eine Diplomarbeit über die Umsetzung einer literarischen Vorlage in ein Film-Drehbuch geschrieben, hatte einen Roman, einen Satireband und ein Sachbuch zur Theaterpädagogik, Hörspiele und Kurzfilme veröffentlicht. Ich hatte praktische Erfahrungen in der Herstellung von grafischen Erzeugnissen und Druckwerken. Die Öffentlichkeitsarbeit alternativer Art war mir, zum Beispiel durch die Teilnahme an Kunstmärkten in Göttingen, München, Köln oder Braunschweig, durchaus geläufig. Auch meine aktive Teilnahme an der Olympischen Spielstraße in München 1972, mit einem literarischen Multimedia-Projekt, zähle ich zu jenem pädagogisch-kreativen »Know-how«, das mir Grund gab, an der VHS Essen den Kurs Literaturwerkstatt unter der Fragestellung »Selber schreiben und veröffentlichen?« ins Leben zu rufen. Daß der damalige Fachbereichsleiter Dr. Erhard Schlutz, heute Pädagogik-Professor an der Universität Bremen, den institutionellen Start ermöglichte, das sollte auch nach 15 Jahren nicht unerwähnt bleiben.

Die Mitglieder einer Literaturwerkstatt in der Erwachsenenbildung kommen aus unterschiedlichen Berufen. Sie gehören verschiedenen Generationen an. Ihre Motiva-

tionen sind sehr weit gestreut, ebenso ihre persönlichen Möglichkeiten, mit Sprache umzugehen.

Sie kommen in regelmäßigen Abständen zusammen, um über eigene und fremde Texte zu reflektieren, um Anregungen zum Schreiben von Texten zu erhalten oder zu geben. Und um zu lernen, ihre schriftsprachlich-kreativen Möglichkeiten verbessert einzusetzen.

In der Literaturwerkstatt an der VHS Essen war folgender Ablauf eines Gruppenabends üblich:

Nach einer Informationsphase, in der Hinweise auf Veranstaltungen, Veröffentlichungsmöglichkeiten, literarische Wettbewerbe, Berichte über Neuerscheinungen etc. gegeben wurden, wurde ein fotokopierter Text verteilt, dann von der Verfasserin oder dem Verfasser vorgelesen. Danach diskutierten die Werkstattmitglieder – Verfasser mußten schweigend zuhören – den Inhalt des Textes und seine literarische Form.

Nach Ablauf dieser Phase stellten sie Fragen an den Verfasser oder die Verfasserin, etwa zur beabsichtigten Intention des Textes und zur Entstehungsgeschichte, wobei die Textentstehung oftmals äußerst spannende Einblicke in kreative Schreibprozesse lieferte.

Aus der Zusammenfassung von Diskussion und Befragung, ergänzt durch Anmerkungen auf den Fotokopien, ergab sich der Gesamteindruck. Und den Verfassern blieb es überlassen, wie sie diese Informationen zur Weiterentwicklung ihrer Texte nutzen wollten.

Es waren in der Regel jeweils zwei Mitglieder, deren Texte an einem Abend behandelt werden konnten, wobei die einzelne Textarbeit sich nach der Länge und dem Schwierigkeitsgrad richtete. Autoren oder Autorinnen die längere Prosa-Arbeiten verfaßten, konnten beispielsweise nur Auszüge lesen. Denn der Text eines einzigen Romans kann unschwer die Zeit eines Semesters blockieren.

Es ist doch ein großartiges Lern-Ergebnis, wenn in einer Literaturwerkstatt die schriftliche und mündliche Kommu-

nikationsfähigkeit von Erwachsenen durch den kreativen Prozeß des Schreibens zum Teil bedeutend verbessert werden kann, wenn hier Teilnehmer neuartige Erfahrungen der eigenen Möglichkeiten machen und zu einem erweiterten Verständnis ihres Selbst, ihrer Mitmenschen und ihrer Umwelt gelangen.

Im Bildungskanon der Erwachsenenbildung kann eine Literaturwerkstatt einen wichtigen Platz einnehmen, falls man sie nicht zu einer »Kaderschmiede für den Literaturbetrieb« degradiert. Sie kann auch, über das eigentliche »Werkstattleben« hinaus, zahlreiche Verbindungen und Vernetzungen mit anderen Kursen schaffen und sich nicht nur auf sprachlich oder kreativorientierte beschränken. Und es wird sicherlich sehr interessant für alle Beteiligten, wenn beispielsweise eine Schreibwerkstatt mit einem Psychologie-Seminar, einem Öko-Kurs oder einer Politik-AG zusammenarbeitet!

Es gehört zu den kapitalen Irrtümern mancher sogenannter »Experten« in Sachen Literaturwerkstatt, daß sie diese Bildungsarbeit auf das »Kaderschmieden« verengen möchten, andere Ergebnisse und Möglichkeiten entweder nicht wahrnehmen oder permanent falsch interpretieren. Hier ist Aufklärung sicherlich dringend notwendig.

Wer sich zur Unvollkommenheit menschlicher Lernprozesse bekennt – und dieses Bekenntnis dürfte allen, die sich um das schwierige Geschäft menschlicher Bildung ernsthaft bemühen, nicht schwer fallen –, der wird selbst in kleinen Schritten den Weg zum lebenslangen Lernen erkennen können. Schließlich muß ja auch die längste Reise mit einem ersten Schritt begonnen werden.

Warum eigentlich Literaturwerkstatt? Wären »Schreibwerkstatt« oder gar »Schreibschule« nicht treffendere Bezeichnungen?

Nun, über Namen läßt es sich trefflich streiten, das ist wahr. Wichtiger jedoch als jeder Streit über Namen bleibt die Arbeit, die geleistet wird.

Eine Literaturwerkstatt ist keine Insel der Seligen – der Saumseligen manchmal, doch die gibt es auch anderswo –, sie ist auch kein besonders geeigneter Ort, um im Wortsinn die Messerspitzen zu schleifen, um besser verletzen zu können. Das Wort als Waffe. Manchmal vielleicht, doch wir brauchen auch Wörter zum Bedecken der Wunden. Verbindende Worte, verbindliche auch. Manchmal.

Jedoch auch Wortfelsen, Urgesteine aus Begriffen. Archetypenbeschreibungen. Herztraining zur Entdeckungsreise in die Großhirnrinde. Suchbewegungen im Zentralnervensystem. Wortgruppenzwänge und Wortsteinbrüche. Bezugsgrößen und Kleinigkeiten. Der Mensch an sich und in sich, ruhend und in Bewegung.

Und da waren auch jene Augenblicke aufgehender Sterne, wenn uns ein Bild ansprang, geboren in den Schwarzlichtsonnen fremder Gedankenuniversen, seltsam und überraschend gelungen in seiner wörtlichen Fremdartigkeit. Aber auch die Fehlversuche sollten wir nicht verschweigen, jenes hilflose Bemühen, die Worthülsen zu verlassen, ohne es im Grunde zu wollen.

Die Sprache ist das wichtigste Mittel menschlicher Kommunikation. Unsere Denkprozesse sind unlösbar mit unserem Sprachvermögen verbunden. Das macht die Sprache zu einem Medium, das dem Menschen hilft, den Zugang zum Mitmenschen auf sehr differenzierte Weise zu suchen und zu finden.

Unter allen Lebewesen dieses Planeten ist der Mensch das einzige Lese-Wesen. Lesen und Schreiben sind die wohl aufwendigsten Kulturtechniken, deren sich der menschliche Geist im Laufe seiner Entwicklung bemächtigte. Ohne diese mühsam erworbene Fähigkeit wären die vielfältigen Dinge, die wir unter dem Begriff »Kultur« versammeln, in ihrer heutigen Verschiedenheit sicherlich nicht entstanden. Und zwischen dem Faustkeil des Neandertalers und Goethes »Faust« liegen nicht nur die Jahrtausende.

Literatur ist menschliche Sprache in besonderen Formen. Sie ist in der Lage, komplizierte Denkvorgänge, tiefe Gefühle und erstaunliche Erfahrungen mitzuteilen. Sie kann Einsichten vermitteln, die zu Veränderungen führen. Literatur ist ein wesentlicher Bestandteil menschlicher Kultur.

Und die literarische Qualität? Ist sie nur ein Definitions-Surrogat wechselnder Minderheiten?

Das ist eine Frage der Einstellung zu den Dingen, behaupte ich einfach, ähnlich schwer oder leicht zu definieren wie das sogenannte »gesunde Volksempfinden«.

Aber es gibt doch Regeln, Sprachregeln zumindest?

Ja, die gibt's – doch sei keine Regel ohne Ausnahme, wird auch behauptet.

In der Erwachsenenbildung bietet eine Literaturwerkstatt beispielsweise Frauen, die jahre- oder jahrzehntelang viele ihrer Gedanken nicht in Worte fassen konnten – sei es aus Mangel an Zeit und Gelegenheit oder aus anderen Gründen –, eine gute Chance, sich wörtlich wieder stärker in die Wirklichkeit einzumischen.

Aber auch die Männer können sich hier aus ihren Rollenmustern wagen, können sich in Worte fassen und diese anderen preisgeben. Frauen und Männer können es sich zutrauen, ihre zugeschütteten Gedanken anderen mitzuteilen, ihre Wortmündigkeit offen anzustreben und zu bekennen.

Das geschieht manchmal zaghaft, doch kommt der Mut oft mit dem Schreiben, dem Zuhören und im Gespräch. In einer Biosphäre gegenseitigen Vertrauens, die Konkurrenz nicht ausschließt, jedoch begrenzt.

Es kommt auf das Sozialklima der Gruppe an, ob die Teilnehmer offen füreinander werden und Gelegenheit haben, sich angestunabhängig zu äußern – mündlich und schriftlich. Die Erwachsenengruppe einer Literaturwerkstatt ist ein sozialer Regelkreis, aus dessen Sozialklima die Motiva-

tion erwächst, um mehr Kreativität zu wagen; denn die Erfahrungen der Kreativität sind bei den meisten verschüttet seit den fernen Tagen der Kindheit. Eine stark motivierte Kreativität fördert ein größeres persönliches Wagnis, bringt tiefere menschliche Schichten ins Schreiben ein und gibt auch Mut zum formalen Experiment.

Schreiben als Prozeß ordnet Gedanken zu Wörtern und Sätzen. Es zieht aus dem Chaos der funktionalen Gleichzeitigkeit unserer 14 Milliarden Nervenzellen die geordnete Schreibspur über das Papier. Es schafft durch die geschriebene Zeile oftmals Akte psychischer Hygiene, ist geistiges Training und Kommunikation des Individuums mit der Welt. Darüber hinaus ist die Verschlüsselung der Lautsprache in Schriftzeichen eine nicht zu unterschätzende Abstraktionsleistung.

Wer in eine Literaturwerkstatt kommt, ist es in vielen Fällen leid, einsam vor sich hin zu schreiben. Er sucht eine Gelegenheit, um sich mit anderen, meist Mitleidenden, auszutauschen. Daß dabei auch die Eitelkeit eine Rolle spielt, Selbstwerterhöhung durch erwartetes Lob, durch Bestätigung gesucht wird, das ist zumindest sehr menschlich.

Die Gruppe nun ermuntert und fördert, setzt Kritik an, im günstigsten Fall nach dem Stand der Kritikverträglichkeit des Teilnehmers. Sie behandelt den Fortgeschrittenen anders als den Anfänger, sie setzt die Gruppenmeinung als Regulativ ein, um bestimmte von ihr gewünschte Verhaltensweisen zu erreichen.

Der Gruppenleiter ist hier Koordinator, er greift aus der Defensive nur ein, um Teilnehmer zu schützen, wenn ihr Schutz erforderlich wird. Das jedenfalls ist mein Standpunkt.

Es ist ein ganz besonderes Faszinosum dieser »Selbstlerngruppe Literaturwerkstatt«, daß hier Generationen zusam-

menkommen können, in Essen Menschen zwischen 18 und fast 80 Jahren, um freiwillig von einander zu lernen, wie man durch Sprache besser mit sich und der Welt zurechtkommen kann.

Je länger die Werkstattzugehörigkeit der Teilnehmer andauerte, desto selbständiger entwickelten sich auch ihre stilistischen Vorlieben und ihr thematisches Schreiben. Viele begannen Themen aus der persönlichen Erfahrung, bei den Älteren etwa Erlebnisse aus dem Zweiten Weltkrieg, zu erarbeiten. Man öffnete sich in der Zeit, nahm mehr aus der eigenen Tiefe und der umgebenden Welt wahr und setzte das in Worte.

Besonders deutlich geworden ist uns das während des Golfkrieges, dessen Bedrohungsphänomene junge und ältere Teilnehmer gleichermaßen erfaßte und reagieren ließ. Eine kontinuierliche Werkstattarbeit hat Langzeitwirkungen, die über das geschriebene Wort hinausführen. Sie hat Einflüsse auf Verhaltensweisen, wie sie sich beispielsweise bei uns in verstärktem sozial-politischem Engagement äußerten. Bei vielen Teilnehmern war auch eine verbesserte Offenheit gegenüber Themen zu beobachten, die sie anfänglich strikt ablehnten. Mit der verbesserten Schreibfähigkeit wuchs das Selbstvertrauen, die Wagnisfähigkeit des Schreibens, formal und inhaltlich – sowie die Kritikfähigkeit gegenüber sich selbst.

Die Gruppengröße prägt die Intensität der Gruppenarbeit. Die in der VHS Essen übliche Gruppenstärke bis zu 30 Teilnehmern ist für ähnliche Gruppen anderswo nicht ratsam, besonders nicht in der Aufbauphase.

Bei uns war eine gute Lernsituation auch nur deshalb möglich, weil das Sozialverhalten der langjährigen Teilnehmer jenes Gruppenklima schaffte, in dem Unsicherheiten und Ängste neuer Teilnehmer abgefedert werden konnten.

Da die Teilnehmerfluktuation relativ gering war, bildete sich im Laufe der Jahre ein »Werkstatt-Stamm«, der viele der zur Verfügung stehenden Kursplätze belegte. Um aber auch Neuen die Chance einer Teilnahme zu geben, erweiterte sich allmählich, fast möchte ich sagen »schleichend«, die Gesamtgröße der Gruppe von anfänglich 14 bis auf die Grenzkapazität von 30 Teilnehmern.

Aus der Not dieser organisationsbedingten großen Gruppe entwickelte sich dann die Tugend einer informellen Gruppenarbeit, die über die offiziellen Zusammenkünfte weit hinausreichte und ein Beziehungsgeflecht schaffte, das zum Erhaltungs- und Informationsnetz in der Zeit wurde. So gaben länger anwesende Gruppenmitglieder ihre Schreiberfahrungen an die Neulinge weiter, in informeller Partnerarbeit oder in Kleingruppen, in denen sich »Lyriker«, »Prosaisten« oder »Sachtexter« zusammenfanden. Auch thematische und projektorientierte Schwerpunkte waren Kriterien dieser informellen Gruppenarbeit.

Dadurch gelang es, die wöchentliche Doppelstunde zu multiplizieren und wesentlich mehr »Arbeitszeit« zu erreichen, als sie diesem VHS-Kurs offiziell zur Verfügung stand. Da die informelle Arbeit teilweise auch in den Ferien fortgesetzt wurde, konnten selbst komplizierte und zeitaufwendige Projekte, wie etwa die redaktionelle Arbeit an Zeitschriften und Anthologien, in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen erarbeitet werden.

Darüber hinaus nahm die Selbständigkeit der Teilnehmer zu, ihr Selbstvertrauen wuchs und wirkte auf das Gesamtverhalten der Literaturwerkstatt zurück. Manchmal sogar recht überschwänglich.

Wenn Untergruppen sich zu sehr verselbständigen, entwickeln sie manchmal ein euphorisches Wir-Gefühl und überschätzen ihre Potenz. Wird diese Dominanz von der Gesamtgruppe nicht mehr ertragen, kommt es zum Verteilungskampf: Der »Kronprinz« (die Kronprinzessin, der

Untergruppenführer etc.) rebelliert offen gegen den Gruppenleiter. Gelingt keine Integration, muß einer weichen. Es kommt zur Auseinandersetzung: der Unterlegene nimmt dann meistens einen Teil seiner »Getreuen« mit, um sein Glück anderweitig zu versuchen.

Je straffer eine Gruppe geleitet wird, desto stringenter müssen auch die Machtkontrollen sein. Das allerdings schränkt Eigenständigkeit und Kreativität der Gruppenteilnehmer sehr stark ein und macht den Leiter zum Diktator.

Eine derartige »Gruppen-Leitung« hat in der Erwachsenenbildung nichts zu suchen, schon gar nichts in einem so kreativ-differenzierten Gebilde, wie es das Sozialgefüge einer Literaturwerkstatt sein sollte.

Der große Spiel-Raum einer überwiegend selbstlernenden Gruppe Erwachsener birgt natürlich die Gefahr, daß dieser Freiraum mißverstanden wird. Doch damit muß ein Gruppenleiter leben können.

Auch in der Essener Literaturwerkstatt fanden in schönen Abständen »Rebellionen« statt, sie hatten unterschiedliche Auswirkungen, stellten aber in jedem Falle eingefahrene Verhaltensweisen infrage und gaben manche Anstöße zu Überlegungen, die oftmals zu Neuorientierungen führten. Um ein konkretes Beispiel zu nennen: Durch die Abspaltung eines Teiles der Redaktion von »Buchstäblich« kam es zur Gründung der Zeitschrift »Jeder Art«, die zu einer weiteren Verästelung literarischer Kulturarbeit in Essen führte.

Wenn Autorinnen oder Autoren in ihrem Schreiben verstärkt eigene Wege gingen, dann hatte die Werkstatt ihre Schuldigkeit getan. Falls beispielsweise jemand sein Schreiben zur Profession macht, wird Einsamkeit mehr oder minder zur existentiellen Bedingung. Die Ablösungsprozesse geschahen in den meisten Fällen organisch. Auch nach Verlassen der Werkstatt blieben eine ganze Reihe von Kontakten bestehen, die sich manchmal wieder zu sporadischer Zusammenarbeit entwickelten.

Am Beginn der Literaturwerkstatt hatten wir die Vermutung, daß erwachsene Menschen, die die Grundlagen des Alphabets beherrschen, auch in der Lage sind, ihre Gedanken und Ansichten von Welt schriftlich zu äußern, um sie, in einem weiteren Schritt, in die Öffentlichkeit zu tragen.

»Selber schreiben und veröffentlichen?« Die Antwort nach 15 Jahren: Die Werkstatt hat sieben Anthologien veröffentlicht und zehn Ausgaben der Zeitschrift »Buchstäblich«. Dies alles geschah aus eigener Initiative der Teilnehmer, zu der auch die manchmal beträchtliche Eigenfinanzierung gehörte (die offiziellen Unterstützungen waren, aufs Ganze gesehen, nicht die Regel, sondern eher die Ausnahme).

Im Laufe ihrer Zugehörigkeit konnten Teilnehmer, unter anderem, sich in folgenden Bereichen erproben: Assoziatives Schreiben, Themenzentriertes Schreiben, Der Brief, Das Interview, Der Sachartikel, Das literarische Flugblatt, Das literarische Plakat, Das literarische Gespräch, Die literarische Gruppenarbeit, Vom Lesen zum Schreiben, Vom Rollenspiel zur Dialog-Form, Video-Training im didaktischen Labor, Schreiben fürs Zuhören, Tonband-Stimme und Vortrag, Text und Kritik, Gruppenlektorat, Redaktionelles Arbeiten, Planung einer Zeitschrift, Herstellung einer Zeitschrift, Planung eines Buches, Herstellung eines Buches, Werbung und Vertrieb, Planung von Veranstaltungen, Literatur und Musik, Literatur und Theater, Literatur und Grafik, Literatur und Projektion, Literatur und Ökologie, Multimediale Darstellungsformen, Interdisziplinäre Zusammenarbeit, Zusammenarbeit mit anderen Gruppen, Ungewöhnliche Literatur-Präsentationen, Literarische Spielformen und Schreibspiele usw. usf.

Wenn man die zunehmende Arbeitsteiligkeit der Berufswelt, die Bewußtseinszersplitterung durch Teile der Frei-

zeitindustrie, die Desintegrationsversuche in unserer Industriegesellschaft betrachtet, dann kann die Wirkung der integrativen Bildungsarbeit einer Literaturwerkstatt nicht hoch genug eingeschätzt werden.

In diesem Angebot der Erwachsenenbildung kann das kreativ-praktische Potential hervorragend mobilisiert werden, leisten die Teilnehmer in selbstgewählten Lernprozessen über den Lernort Volkshochschule hinaus einen beachtlichen Beitrag zur Kulturarbeit innerhalb einer Kommune.

Nehmen wir die 600 000 Seelen-Stadt Essen als Beispiel. Hier begannen sich systematische Literaturaktivitäten erst mit der Arbeit der Literaturwerkstatt zu entfalten. So wurde beispielsweise das Erscheinen der ersten Sammlung von Arbeiten der Literaturwerkstatt »Texte 1« zur Initialzündung unterschiedlicher Aktivitäten:

— In der Stadtbibliothek begannen wir Lesungen für Autorinnen und Autoren zu organisieren.

— Die Anthologie »Spuren« – ein Gemeinschaftswerk von Essener Autoren und Grafikern – erschien.

— Die erste kommunale Konzeption in der Bundesrepublik, »Literaturförderung in Städten und Gemeinden«, wurde von mir, nicht zuletzt aufgrund meiner Werkstatt-Erfahrungen, erarbeitet. Sie zeigte anhand von 30 »Literarischen Aktionsorten« – von »Atelier« bis »Zeitung« – fast ein halbes tausend Möglichkeiten, um Literatur gezielt zu fördern.

— Lesungen im Jugendzentrum Essen, in der Alten Synagoge folgten. Es gab Lesungen während der großen Kunstausstellung »Essener Kunstszene«.

— Alle diese literarischen Aktivitäten, deren personeller Kern hauptsächlich aus Mitgliedern der Literaturwerkstatt bestand, fanden erfreuliche Resonanz beim Publikum und bei der örtlichen Presse. Das hatte zur Folge, daß der Rat der Stadt Essen im Jahre 1980 – zum ersten Male in der Stadtgeschichte – einen selbständigen Etatposten

»Literaturförderung« einrichtete. Damit war der Bereich Literatur innerhalb der Kulturförderung auch offiziell anerkannt.

— Die Literaturveranstaltungen nahmen zu, zum Beispiel Lesungen in privaten und städtischen Galerien, in der Marktkirche, im Stadttheater, in Schulen, Altenheimen, Kaufhäusern – sogar auf der Straße.

— Lesungen der Literaturwerkstatt wurden für Blinde auf Audio-Cassetten gespeichert.

— Von der Literaturwerkstatt wurde, als bewegte Literaturveranstaltung, 1981 die wohl erste »Literatur-Straßenbahn« der Welt eingesetzt.

— Mit der Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen begann ein wechselseitiges Besuchsprogramm.

— Literaturwerkstatt und Stadttheater erarbeiteten 1983 das Projekt »Nachtasyl« – eine Anthologie mit freien Texten zu Gorkis gleichnamigem Theaterstück.

— Die Zeitschrift »Buchstäblich« wurde konzipiert und 1984 zum ersten Mal realisiert. Ihre Intention, auch Nichtmitgliedern der Werkstatt Möglichkeiten zur Veröffentlichung zu geben, hat sich bis heute bewährt.

— Im Theater »Casa Nova« wurde regelmäßig die »Nacht der Poeten« durchgeführt.

— Mit »Flugversuche« erschien 1985 die erste Anthologie der Literaturwerkstatt in der VHS Essen.

— Mit »Zeitzeichen« legen wir nun diese Textsammlung zum 15jährigen Jubiläum vor.

Aus der Rücksicht von anderthalb Jahrzehnten läßt es sich sagen, daß durch das kreative Potential des VHS-Kurses »Literaturwerkstatt« das literarische Kulturgefüge der Stadt Essen besondere Anstöße erhalten hat. So gehörten, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die Lesungen der Stadtbibliothek, von uns initiiert, einst zum festen Bestandteil literarischer Kulturarbeit in den Stadtteilen. Hier bot sich auch Anfängern eine gute Möglichkeit zu ersten Schritten in die Öffentlichkeit.

Daß sich die Stadtbibliothek inzwischen gänzlich von dieser wichtigen Kulturarbeit abwandte, ist für die Essener Autorinnen und Autoren ein großer Verlust an Öffentlichkeit – und für die Stadtteile eine kulturelle Verarmung. Doch wir sollten uns nicht auf den Ausspruch Jean Pauls »Die Erinnerung ist das einzige Paradies, woraus wir nicht vertrieben werden können«, zurückziehen, sondern in diesem Falle das alte Prinzip Hoffnung einfordern!

Olympische Gefühle. Sportsatiren (1996)

Die Spiele unter den Flüssen

Das dämmerige Oval beginnt ganz allmählich aus seiner blassen Schwärze zu erwachen. Dunkelgrüne Flecken entstehen. Sie liegen wie winzige Inseln gestrandeten Lichts am Boden; dunstrandig ausgestreut, vereinzelt zwischen den Dunkelresten. Langsam werden sie heller und größer. Sie sammeln sich zu Mustern, die ihre Gestalt verändern, sich zu bewegen beginnen.

Ein helles Grün mischt sich ein. Es dreht in konzentrischen Kreisen zwischen den dunkelgrünen Inseln entlang, schiebt sich in sie hinein, schafft neue Formen, die sich wieder verändern, weiter und immer weiter werden.

Fast unmerklich sind Töne eingeblendet worden. Sie beginnen das Licht durch Klänge zu ergänzen. Töne und Farbreflexe gleiten durch den Raum, lassen seine Grenzen verschwimmen. Und als das helle und dunkle Grün zu verschmelzen beginnt, vibriert alles in wundersamer Musik.

Lichtorgeln brausen auf.

Flutlichtsonnen.

Sie reißen den Raum in gleißendes Licht, schweben als Doppelkranz in langsamem Kreisen unter dem hellblauen Felsenhimmel.

Das makellose Oval des Innenraumes glitzert jetzt in funkelndem Grün, scharf ausgeleuchtet bis zu seinen Rändern. Spontaner Beifall springt von den Rängen, schlägt gegen die Wände und kommt verstärkt zurück. Er steigert sich noch einmal und wird sein eigenes Echo.

Mitten in den Applaus hinein fällt plötzliche Schwärze ein. Alles Licht verlischt zu tiefster Finsternis. Ein Dunkel ohne die winzigste Ahnung von Licht. Sekundenlang.

Das Glühen beginnt auf der Außenbahn. Tiefdunkles Rot umrandet das große Oval, wird heller und strahlender. Die zweite Bahn leuchtet auf – orange. Dann die gelbe,

die grüne, die blaue, die violette Bahn. Und zum Schluß, ganz innen, das Weiß; Wahrzeichen für das Vorhandensein aller Farben.

Regenbogenbahn.

Leuchtend umrunden ihre geschlossenen Farbbögen das Oval des Stadioninnenraumes, auf dessen makelloser Rasenfläche jetzt farbige Reflexe spielen und das Bild eines unwirklichen Anblicks zeichnen.

Während Jonny Washington fasziniert dem farbigen Lichtspiel zusieht, setzt er gedankenverloren den Kopfhörer auf und drückt eine Taste. Eine Frauenstimme beginnt zu sprechen:

»Herzlich willkommen im Olympia-Freistaat Ruhrgebiet, unserem starken Stück Deutschland! Herzlich willkommen zum Auftakt der ersten Olympischen Spiele im Schoße der Erde!

Sehr verehrte internationale Gäste, lassen sie mich nun ein paar Informationen zur Geschichte dieser einzigartigen Sport- und Kulturveranstaltung geben.

Vom Bergbau in jahrhundertelanger Arbeit vorbereitet, waren schon 2500 Kilometer Tunnelstrecken unter unserem Ruhrgebiet vorhanden – Ausgangs- und Zielpunkt der modernsten Olympischen Spiele! Und in den großen Städten Übertage, da leben Arbeiter, Angestellte, Techniker, Wissenschaftler und Künstler in einer Konzentration und Vielfalt, wie man sie wohl in keinem anderen sogenannten Ballungsraum dieses Planeten finden kann. Verbunden mit einer überaus leistungsfähigen Industrie – so wie, last but not least: Millionen multikultureller Menschen mit sprichwörtlicher Sportbegeisterung.

Unsere Industrie, in kapitälem Denken jahrhundertlang hervorragend geschult, hatte sehr schnell die volle Tragweite Olympischer Spiele im Schoße der Erde begriffen. Das überzeugte alle.

Nun wurden Pläne entworfen. Sie waren von solcher kreativen Einmaligkeit, daß das Internationale Olympische

Komitee, trotz weltweiter Konkurrenz, gar nicht anders konnte, als ihnen vorbehaltlos zuzustimmen.

Der Ruhrbergbau, schon beinahe totgesagt, erlebte eine nicht mehr erwartete Blütezeit, da alle Sportstätten – sogar eine spezielle Sole-Regattabahn – Untertage errichtet wurden; umweltfreundlich, mit gefilterter Frischluft versorgt – 1000 Meter senkrecht unter den Straßen der Städte. Regensicher, gegenwindgeschützt, vollklimatisiert – eine optimale Raum-Temperatur schafft die günstigsten Voraussetzungen für Weltrekorde. Schon bald sprach man über »die reibungslosen Spiele der kürzesten Wege«, da hochmoderne Magnet-Schwebe-Lifte in zahlreichen Schächten jeden Wettkampfort in Minutenschnelle erreichbar machen. Das Olympische Dorf, das Presse- und Informationszentrum, sogar Schlafstädte mit einem bis dahin nicht für möglich gehaltenen Relax-Quotienten, wurden Untertage errichtet; alles technisch hervorragend verarbeitet und sozusagen bombensicher.

Und eine speziell entwickelte, mikroprozessorunterstützte Steuerung künstlicher Tageszeiten und bester Lichtverhältnisse erlaubt optimale, weltweite Fernseh-Direktübertragungen.

Mit einer eigens für diese Spiele entwickelten, umweltfreundlichen Katalysator-Trägerrakete, katapultierte MBB-Mercedes den Fernseh-Satelliten »Revier Alpha« an den Himmel über dem Ruhrgebiet. Als der Mercedesstern – »Ihr guter Stern auf allen Milchstraßen« – hoch über dem Horizont unseres Freistaates seine konstanten Kreise zog, da waren die optimalen Bedingungen für eine weltweite Bildschirm-Teilnahme endgültig gesichert. Nun kann uns die ganze Welt zusehen, obwohl wir unter der Erde spielen. Glückauf!»

Jonny Washington setzt den Kopfhörer ab.

Hoch über den sanft leuchtenden Endlosbändern der Regenbogenbahn und dem saftigen Grün des Stadionrasens beginnen die fünf Olympischen Ringe zu entstehen – als

technisch sehr aufwendiges Hologramm. Das dreidimensionale Symbol olympischer Verbundenheit dreht sich dicht unter dem blauen Felsenhimmel. Begleitet von den Klängen der neuen Olympischen Hymne – einer Synthese aus menschlichen Stimmen, Computerklängen und dem inbrünstigen Spiel einer Bergmannskapelle.

Brieftaubenhologramme entstehen. Sie scheinen den kreisenden Olympischen Ringen zu entfliegen; werden mehr und mehr und sind schon Hunderttausend. In riesigen Schwärmen steigen sie empor und fliegen scheinbar in den blauen Felsenhimmel hinein. Sie werden kleiner und immer entfernter, bis ihre Projektionen im Felsenblau verschwunden sind.

Dann: Einzug der Athleten im Flackern der Olympischen Flamme.

Aus den Fels-Kavernen unter der Ruhr, Emscher und Lippe springt hunderttausendfacher olympischer Jubel auf die Fernsehbildschirme der Welt ...

Als Jonny Washington aus New York, offizieller Olympia-Beobachter seiner Stadt bei diesen Spielen, nach dem Ende der Eröffnungsfeier aus dem Magnet-Schwebe-Lift nach draußen tritt, geht gerade die Sonne auf. Nachdenklich steht er auf der Aussichtsplattform des Förderturms.

Ein schmaler Streifen kupferfarbenen Lichtes schiebt sich über die grünen Hügel am anderen Ufer der Ruhr, die sich in sanften Mäandern durch ihr Tal windet. Langsam steigt die Morgensonne empor und spannt eine rotgoldene Brücke aus Reflexen über das ruhig fließende Wasser; anzuschauen wie geschmolzenes Metall.

Okay, denkt der Mann aus New York, dem Ort der nächsten Olympischen Spiele, und blickt über die Silhouetten der Häuser und Bäume zum Horizont, okay, Kapital und Technik haben wir auch – nur: Wie kriegen wir so schnell die großen Löcher unter den Boden unserer Stadt?!

Stadionbesuch

»Sie verlassen den Boden der Bundesrepublik Deutschland und betreten Stadiongelände! Mit Betreten dieses Geländes unterwerfen Sie sich freiwillig den Sonderregelungen, die für derartige Gebiete Gültigkeit haben. Einzelheiten sind in den Sonderregelungen für Stadion-Gelände nachzulesen. Es besteht Informationspflicht – Unwissenheit schützt vor Strafe nicht! Auf einige sehr wichtige Regelungen weisen wir besonders hin:

1. Den Anweisungen des Stadionpersonals ist unbedingt Folge zu leisten!
2. Zuwiderhandlungen gegen Anweisungen werden sofort geahndet – für dadurch entstandene Schäden wird keine Haftung übernommen!
3. Das eigenmächtige Verlassen der vorgeschriebenen Wege, Zugänge und Zuschauerblöcke kann zur Gefahr für Leib und Leben werden und ist unbedingt zu vermeiden!
4. Zusätzlich zum Besitz der gültigen Eintrittskarten für die verschiedenen Stadion-Zonen ist ständig eine Stadion-Aufenthaltsgenehmigung mitzuführen, deren Paßbild nicht älter als 6 Monate sein darf!
5. Minderjährige haben nur in Begleitung Erziehungsberechtigter Zutritt oder unter Vorlage eines amtlich beglaubigten Dokumentes, das die Einwilligung ihrer Erziehungsberechtigten zum Stadion-Besuch bescheinigt!
6. Wird bei jemandem ein Blutalkoholgehalt von über 0,4 Promille festgestellt, erfolgt die sofortige Ausweisung vom Stadiongelände sowie der Entzug der Aufenthaltsgenehmigung für eine Dauer von mindestens 10 Spielen! Außerdem wird eine Geldbuße erhoben, deren Höhe nach der Höhe des Blutalkoholgehaltes gestaffelt ist!
7. Das Mitbringen von Waffen und als Waffen zu nutzender Gegenstände aller Art wird ebenfalls mit sofortiger Ausweisung und dem Entzug der Aufenthalts-Genehmi-

gung für mindestens 20 Spiele geahndet! Die Höhe des Bußgeldes richtet sich nach der Art der Waffen! (Einzelheiten sind dem Bußgeld-Katalog für Stadion-Vergehen zu entnehmen!).

8. Alle Stadionverweise werden der Zentralstelle für Stadion-Sünder in Frankfurt/Main zugestellt und dort registriert! Ist aus der Stadion-Sünderkartei ersichtlich, daß ein Delinquent in kurzer Zeitfolge aus drei verschiedenen Stadien ausgewiesen wurde, erhält er eine Stadionsperre von mindestens so vielen Spielen, wie die Gesamtsumme seiner sämtlichen Verweise ergibt – und zwar für alle Stadien im Bereich des Deutschen Fußball-Bundes!

Bei Wiederholungstätern ist lebenslänglicher Stadionverweis für alle Stadien im EU-Bereich möglich!«

Kurt hatte den Text der Tafel über dem Eingang 24 zu Ende gelesen und betrat den Gang, der zur ersten Kasse führte. Der Kassierer hinter der Panzerglasscheibe nahm den Geldbetrag entgegen und aus dem Automaten schob sich die Eintrittskarte, die zum Betreten der Zone A berechtigte.

Kurt ging weiter, bis ihm ein Drehkreuz seinen Weg versperrte. Er steckte seine Aufenthaltsgenehmigung, Paßfoto nach oben, in den rechten Schlitz des Kontrollautomaten, stellte sich vor das Kameraobjektiv und versuchte möglichst freundlich zu lächeln, während er gleichzeitig seine linke Hand zur Kontrolle der Fingerabdrücke in den linken Schlitz einschob. Es dauerte keine Sekunde, schon gab der Automat seine linke Hand wieder frei und schob die geprüfte Aufenthaltsgenehmigung wieder nach außen. Im gleichen Augenblick löste sich auch die Sperre des Drehkreuzes. Kurt trat durch das Drehkreuz auf die andere Seite des Ganges. Erstaunlich, was der Computer im Bruchteil einer Sekunde feststellen kann, dachte er und bezahlte den Eintritt für die Zone B.

Die Metalltür zur Kontrollschleuse öffnete sich. Kurt trat ein. Obwohl die Waffen-Suchstrahlen unmöglich gespürt

werden konnten, hatte er für einen Augenblick das beklemmende Gefühl, am ganzen Körper betastet zu werden. Er lachte halblaut über seine Einbildung, war aber im gleichen Moment froh darüber, daß sich die Tür der Metallschleuse wieder öffnete. Er stand im Freien.

Er machte einen tiefen Atemzug und ging den leicht ansteigenden Weg zur nächsten Kasse.

Nun sah er die ersten Leute der Stadion-Schutztruppe. Sie standen auf den freien Plätzen zwischen den Zugangswegen und beobachteten durch die Schlitze ihrer Schutzmasken die ankommenden Zuschauer. Die Nachmittagssonne spiegelte sich im polierten Metallic-Rot ihrer Schutzhelme und ergab einen lebhaften Kontrast zum stumpfen Blau der Kampfanzüge. Rot-Blau, das waren die Farben des Vereins.

Kurt löste die Eintrittskarte für die Zone C.

»Kommen Sie zu uns! Wir bieten Ihnen: krisenfeste Beschäftigung – ein gutes Einkommen – interessante und vielseitige Tätigkeitsfelder – gute Aufstiegschancen – und vor allen Dingen viel Sport! Kommen Sie zu uns, kommen Sie zur Stadion-Schutztruppe! Wir suchen noch sportlich begabte, wendige und interessierte junge Männer, die dynamisch vorgehen können und die sich nicht scheuen, für ihren geliebten Sport konsequent einzugreifen – und die bereit sind, für eine gute Sache alle Kräfte einzusetzen! Bewerber mit einer hochkarätigen Ausbildung in den Sportarten Karate, Judo und Boxen werden bevorzugt! Ein eigener, auf den Mann dressierter Wachhund, erleichtert Ihnen ebenfalls die Einstellung. Kommen Sie zu uns, werden sie unser Mitarbeiter – und Sie haben zu jeder Sportveranstaltung freien Eintritt!«

Die Stimme des Lautsprechers verstummte.

Kurt sah den Mann, der direkt vor ihm herging, an das Alkohol-Testgerät treten und in das Röhrchen blasen. Er hatte kaum damit begonnen, als das rote Blinklicht flackerte. Wie aus dem Boden gewachsen standen plötzlich

zwei Stadion-Schutzmänner neben dem Mann und faßten ihn an den Armen. Ein dritter, einen knurrenden Schäferhund an der Leine, stellte sich hinter ihn. Der Zuschauer schien erschrocken zu sein: »Aber ich hab doch nur ein Gläschen Bier ...«

»Das behaupten alle!« bemerkte der Schutzmänn mit dem Schäferhund, »marsch zur Blutprobe!«

Sie verschwanden in einen Seitengang.

Kurt blies seinen Atem in das Prüfgerät. Das grüne Lämpchen leuchtete auf, er konnte weitergehen.

An der Kasse zur Zone D wurde seine Aufenthaltsgenehmigung noch einmal überprüft. Endlich konnte er die Eintrittskarte lösen, die zum Betreten des Stadions berechnete.

Er hatte eine Karte für den Block des Platzvereins gelöst und schob sie in die Klarsichttasche an seiner Brust. Dann ging er in die Wartehalle mit der Nummer seines Blocks. In der Halle befanden sich schon ungefähr fünf Dutzend meist junger Leute. Viele von ihnen hatten superlange Schals in den Farben Rot und Blau um ihre Oberkörper geschlungen, andere wiederum nummerierte Hemden in den gleichen Farben an. Einige trugen Kampfanzüge, die so dicht mit dem Vereinselement besetzt waren, daß man den Ursprungstoff kaum noch erkennen konnte. Wild schwingende Wimpel und Fahnen in den Farben Rot und Blau vervollständigten das überaus bewegte Bild.

Kurt kramte nervös das rotblaue Tuch aus der Tasche und begann es hastig hin und her zu schwenken.

»Nur nicht negativ auffallen«, hatte ihm der Werks-Psychiater eingeschärft, »auf keinen Fall negativ auffallen!«

Weitere Fans drängten in die Wartehalle. Nun wurde der rhythmische Schlachtruf des Vereins angestimmt. Die Halle bebte. Plötzlich verspürte Kurt ein seltsames Vibrieren in seinem Körper – und ehe er noch weiter überlegen konnte, begannen sich schon Schreie von seinen Lippen zu lösen und mischten sich unter die Schreie der anderen.

Da übertönte eine Lautsprecherstimme das Stampfen und Schreien: »Halle 367 vollzählig!«

Im gleichen Moment öffneten sich die Flügeltore und ließen die Menge hinausstürmen. Johlend und brüllend jagten sie den von Gittern umsäumten Gang entlang, der ins Stadion führte.

Kurt war ängstlich bemüht, das hohe Tempo der Fans mitzulaufen. Nur nicht stolpern, dachte er immer wieder, nur nicht stolpern!

Nun waren sie im Zuschauerblock 367 angekommen. Das Stadion war in zweitausend derartige Blöcke unterteilt, im Volksmund Hundert-Mann-Käfige geheißen, und durch hohe Gitterzäune voneinander abgegrenzt.

Mitten in einem wild bewegten Menschenknäuel, eingehüllt in rhythmisches Stampfen und tosenden Lärm, fühlte sich Kurt für einige Augenblicke verlassen und sehr einsam. Doch schon hörte er wieder die sichere Stimme des Werks-Psychiaters in seiner Erinnerung: »Passen Sie sich immer an – keinesfalls negativ auffallen – Sie müssen unbedingt lernen, sich bedingungslos anzupassen!«

Und da begann Kurt mitzubrüllen und mitzustampfen, begann das rotblaue Tuch in wilden Bewegungen durch die Luft zu schwenken.

Als sich auf der gegenüberliegenden Stadionseite, getrennt durch Mauer, Wassergraben und Elektrozaun, die Blöcke mit den Fans der Grünweißen zu füllen begannen, nahmen Lärm und Unruhe auf der rotblauen Seite derartig zu, daß die Stadion-Schutz-Patrouillen in Einzelfällen sogar ihre chemischen Keulen einsetzen mußten.

Doch als sich der Hubschrauber mit den Schiedsrichtern auf die Mitte des Spielfeldes senkte, war die Unruhe der Menschenmassen im Stadion wieder so weit eingegrenzt, daß einem pünktlichen Spielbeginn nun nichts mehr im Wege stand.

Kurt sah, wie sich die Rohre der Wasserwerfertürme auf die Zuschauerblöcke auszurichten begannen – als sicheres

Zeichen für den Spielbeginn.

Für einen Moment spürte Kurt, daß seine Stimme heiser wurde. Er versuchte seine Lautstärke zu dämpfen. Doch als der Pfiff des Schiedsrichters ertönte, da begann er selbstvergessen und hemmungslos mitzubrüllen.

Morgenlicht und wilde Schwäne (1997)

Das Dorf lag schläfrig im Dunst der Mittagshitze, als sie die Asphaltstraße verließen und in den Sandweg zwischen den nebeneinandergereichten Holzzäunen einbogen.

Ein paar Hühner, die im Sand nach Würmern scharrtten, flatterten gackernd zur Seite, als das Auto, eine Staubfahne hinter sich herziehend, langsam zwischen den Zaunreihen daherrollte.

Ein braungelber Hund lag im Schatten einer großen Linde, deren weitausladende Äste fast bis zur Mitte der Dorfstraße ragten. Er hob seinen Kopf, blinzelte aus müden Augenschlitzen, legte den Kopf dann wieder auf die Vorderpfoten und schloß die Augen.

Schon als sie die kleine Stadt verließen, die sieben Kilometer nördlich ihres Ziels lag, fing Großvater an, auf seinem Sitz herumzurutschen. Und je weiter sie sich dem Dorf genähert hatten, desto größer wurde seine Unruhe. Auf dieser Fahrt in sanften Kurven zwischen großen Birkenstämmen hatte er seinem Sohn immer wieder zu erklären versucht, wer damals in welchem Haus und auf welcher Seite des Dorfes gewohnt hatte. Doch Vater, trotz sichtlicher Bemühungen, hatte scheinbar beträchtliche Erinnerungslücken.

»Aber den mußt du doch noch kennen!« Und: »Das mußt du doch noch wissen!« Oder: »Da bist du doch immer hingegangen!« Das waren Großvaters Proteste, wenn Vater einen der Namen nicht sofort zuordnen konnte.

Dann aber, als sie das Ortsschild erreicht hatten, auf dem nun der polnische Name des Dorfes stand, wurde Großvater auf einmal ganz still. Als sie schließlich in die staubige Dorfstraße einbogen, da schien es, als hielte er offenen Blickes die Augen geschlossen, als wollte er die Bilder seiner Erinnerung mit den neuen Bildern abwägen und vergleichen. Doch als sie zwischen den ersten Zäunen entlangfuhren, schien er aus seinem Tagtraum zu erwachen.

Vater, der wieder am Steuer saß, fuhr jetzt sehr langsam, und auch in ihm schienen alte Bilder aufzutauchen.

Unruhig und sichernd wie zwei Jäger, die nach einem Wild Ausschau hielten, so saßen die beiden Männer, und je näher sie ihrem Ziel kamen, desto seltsamer wurde ihr Verhalten.

Jagdfieber, dachte Lis. Und mit einem Mal wurde ihr klar, daß sie diese Gelegenheit, ihren Großvater und ihren Vater so zu erleben, nur in diesen Augenblicken haben würde. Augenblicke, die unwiederholbar waren. Nur keine unbedachte Bewegung, dachte sie, nur jetzt die beiden nicht stören!

Mutter versuchte, durch die Lücken der Holzzäune hindurch die fremden Gebäude, die in den Gesprächen der beiden Männer eine Rolle gespielt hatten, wiederzuerkennen.

Lis schaute fasziniert auf die beiden. Hinabgetaucht in eine Welt von Erinnerungen, die nur die ihren waren, kaum mit anderen teilbar und schon gar nicht in ihrer Ganzheit anderen zu vermitteln, so sah sie die beiden Männer jetzt vor sich sitzen.

Langsame Annäherung an eine vergangene Zeit, dachte Lis. Vater und Großvater versuchen in diesen Augenblicken wohl die Bilder vor der Windschutzscheibe mit ihren alten Erinnerungen zu verknüpfen, sie zur Deckung zu bringen.

Für einen Moment drängte sich ihr die Verknüpfung zweier Dateien im Programm eines Computers auf. Doch schon im nächsten Augenblick wußte sie, daß das ein ziemlich primitiver Vergleich war. Daß mich das Studium bis hierher verfolgen muß, dachte sie, und das auch noch mit einem Vergleich, der vorn und hinten nicht stimmt! Sie fuhren am Dorfteich vorüber. In seinem grünen Wasser schwammen Scharen von Enten. Und am Ufer zupften weiße Gänse Gras.

»Da!« rief Großvater plötzlich. »Da rechts!« Und er deutete auf ein kleines Holzhaus hinter einem Bretterzaun.

Als Vater zu bremsen begann, sagte Großvater: »Fahr weiter, fahr mal vorbei!«

Lis konnte sehen, mit welcher Gespanntheit die beiden Männer das Haus und den Hof beobachteten. Sie dachte: Hoffentlich liegt kein Hund im Weg! Aber da waren sie schon vorübergerollt, und Vater blickte wieder auf die Straße. Das Tor zum Hof war offen gewesen. Doch Lis war so sehr in die Beobachtung der beiden Männer vertieft, daß sie keine Zeit fand, das Haus und den Hof genauer zu sehen.

Vater ließ das Auto bis ans Dorfende rollen. Im Schatten einer Buche hielt er an.

»Warum bist du vorbeigefahren?« fragte Mutter.

»Da mußt du schon ihn fragen«, antwortete Vater und deutete auf Großvater.

Opa Johann sagte nichts. Er machte die Tür auf und kletterte vom Sitz. Als er neben dem Auto stand, schien er zu überlegen. Schließlich zeigte er in Richtung auf den nahen Wald: »Da lang!«

Mutter schien etwas sagen zu wollen, aber Vater schaute sie nur an, und da blieb sie stumm. Lis hatte diesen Blickwechsel bemerkt. Nach einem leisen Seufzer folgte die Mutter Vater und Lis, die hinter Opa Johann durch die flimmernde Wärme des Nachmittags auf das Wäldchen zuzogen.

Der Weg verlief im rechten Winkel zur Dorfstraße. Nach einiger Zeit bog an seiner rechten Seite ein schmaler Pfad ab. Er führte in die Felder hinter den Scheunen der Gehöfte.

Sie gingen zwischen Kartoffeläckern und Kornfeldern. Großvater folgte so sicher diesem Pfad, als seien nicht vier Jahrzehnte, sondern nur Tage vergangen, seitdem er das letzte Mal hier gegangen war.

Der Pfad endete vor einer Wiese, die von einem Stachel-
drahtzaun umgeben war. Vor einem Holztor blieben sie
stehen. Neben dem Tor, als einer seiner Pfosten, stand ein
Weidenbaum. Sein Stamm war in Augenhöhe fast im
rechten Winkel etwa einen Meter nach links gewachsen,
dann stieg der Baum wieder senkrecht in die Höhe.

»Die krumme Weide ist noch da«, stellte Opa Johann fest.
Lis bemerkte, daß Vater für einen Augenblick den Stamm
des krummgewachsenen Baumes berührte. Wie gedan-
kenverloren strich seine rechte Hand über die rissige
Rinde; langsam und sehr behutsam.

Acht Kühe grasten auf der Wiese. Großvater sah zu ihnen
hinüber. »Sind gut im Futter«, sagte er und wendete sich
dann von ihnen ab.

Nun gingen sie den Weg zurück, bogen irgendwann wie-
der, von Großvater geführt, nach links und standen auf
einmal vor einer alten Scheune.

»Die Störche sind noch da!« Großvater deutete zum
Scheunendach hinauf. Auf einem großen Wagenrad hat-
ten sie ihr Nest gebaut; und Großvater behauptete, das sei
noch das alte Rad, das Urgroßvater Jakob damals aufs
Dach gesetzt hatte.

»Es hat keinen Zweck, jetzt mit Opa darüber zu diskutie-
ren, ob ein Wagenrad achtzig Jahre lang ein Storchennest
aushalten kann«, sagte Mutter leise zu Lis.

Lis lächelte; sie schwieg und sah zum Nest empor, auf dem
einer der großen Vögel mit dem schwarzweißen Gefieder
und dem langen roten Schnabel saß.

Sie gingen auf den Hof, Großvater als erster. Er schritt
langsam und sehr aufrecht. Ungefähr in der Hofmitte
blieb er stehen. Er sah sich um.

Lis folgte seinen Blicken. Sie sah eine alte Holzscheune,
daneben ein gemauertes Gebäude, das anscheinend ein
Stall war. Neben einem offenen Schuppen, in dem Acker-
geräte standen, wuchs ein riesiger Kastanienbaum, der ei-
nen Teil des Hofes mit seinem Schatten bedeckte. Ein

Brunnen war dicht beim Haus, das in einem großen Garten lag, Sonnenblumen leuchteten.

Dieses Holzhaus war vom Alter dunkelbraun geworden und hatte ein Dach aus tiefgrauem Stroh. An seiner Hofseite wuchs der Efeu so dicht, daß nur noch die kleinen Fenster zu sehen waren.

Irgendwann hatte Lis von Vater die Geschichte dieses Hauses erfahren. Es war vom Urgroßvater Jakob erbaut worden, der Anfang des Jahrhunderts ins Ruhrgebiet gegangen war, um im Bergbau zu arbeiten. Er arbeitete sehr hart, lebte sehr genügsam und kam nach ein paar Jahren wieder nach Masuren zurück. Er kaufte sich ein Stück Land und begann, dieses kleine Haus zu bauen. Als es fertig war, heiratete er die Oma Luise. Und in den Herbst, wenn die Felder abgeerntet waren, fuhr er noch bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs immer wieder ins Ruhrgebiet, um unter Tage zu arbeiten. Er mußte dort das notwendige Geld verdienen, um seine Schulden zu bezahlen, um Vieh und Ackergerät kaufen zu können. Wenn dann der Frost im Frühjahr den Boden freigab, kam er zurück. Der Bergmann wurde wieder zum Bauern. Im Sommer arbeitete er auf der Erde, im Winter ein paar hundert Meter tief unter der Oberfläche. Und immer arbeitete er hart. Für einen Augenblick drängte sich Lis ein Vergleich auf. Wie die Türken heute, dachte sie. Dann aber erkannte sie, daß dieser Vergleich, wie alle Vergleiche, nur ähnlich, aber niemals stimmig sein konnte.

Vaterhaus, dachte sie. In diesem kleinen Haus sind sie also beide geboren, Opa Johann und auch Vater. Und Lis sah zu den beiden Männern hin, die jetzt gemeinsam auf den Brunnen zgingen.

Vater setzte sich in die Hocke. Er drehte sich in dieser Stellung langsam nach allen Seiten. Als er wieder stand, sagte er: »Aus dieser Perspektive sieht es ganz anders aus. Wenn ich stehe, sehe ich alles viel kleiner als in der Erinnerung. Aber in der Hocke erkenne ich die Dinge wieder!«

»Du bist auch gewachsen!« Mutter lächelte.
Großvater deutete auf die alte Kastanie, deren riesiger
Wipfel sich über ihnen ausbreitete: »Die auch. Fünfund-
vierzig Jahre höher.«
Sie standen am Brunnenrand. Es war das erste Mal in Lis'
Leben, daß sie in einen Brunnen blickte. Sie sah die vier
Gesichter im Rund des glatten Wasserspiegels, sah Zweige
des Kastanienbaumes, sah in der Ferne kleine Wolken zie-
hen.
»Dzen dobry«, sagte auf einmal eine Stimme hinter ihnen.
Fast gleichzeitig drehten sie sich um. Eine junge Frau
stand vor ihnen.
»Dzen dobry«, sagte Großvater.
»Pan umie po Polsku?« fragte die Frau.
Großvater zögerte merklich, dann nickte er: »Ja moge.«
Die junge Frau ging zur Haustür. »Prosze Panstwo«, sagte
sie und hielt die Tür auf.
Großvater sagte leise: »Wir sollen ins Haus kommen.« Es
dauerte etwas, bis er sich entschloß. Dann aber ging er als
erster durch die Tür.
Sie kamen durch einen halbdunklen Flur, an dessen rech-
ter Seite eine Treppe war.
Die junge Frau öffnete wieder eine Tür. »Prosze«, sagte
sie.
Sie betraten ein Zimmer, dessen zwei Fenster zum Hof
zeigten.
Ungefähr in der Mitte des Raumes stand ein dunkelgrüner
Kachelofen, er reichte bis zur niedrigen Zimmerdecke.
Großvater blieb neben dem Ofen stehen. Für einen Mo-
ment preßte er die Hände gegen die Kacheln. Doch
schnell zog er die Hände zurück.
Die junge Frau sagte etwas auf Polnisch.
»Wir sollen uns setzen«, erklärte Großvater und nahm
Platz.
Sie setzten sich um den großen Tisch.

Die junge Frau ging in einen Nebenraum und kam mit einer alten Frau zurück.

»Dzen dobry«, grüßte die und blieb im Türrahmen stehen. Sie schaute Großvater an. Dann stellte sie eine Frage. Großvater nannte seinen Familiennamen.

Die alte Frau stand da, als hätte sie den Namen nicht verstanden, und sah auf die Menschen im Zimmer. Plötzlich tat sie einen Schritt in den Raum hinein.

»Warum«, sagte sie auf Polnisch, »warum seid ihr erst heute gekommen?« Sie begann zu weinen. »Alle Polen hier im Dorf hatten schon vor Jahren ihre Deutschen zu Besuch. Nur wir nicht! Warum seid ihr erst heute gekommen? Warum?«

Masurische Gnadenhochzeit (2003)

Der Weg zu den Schwarzen Diamanten

Das Agrarland Masuren erfuhr im 19. Jahrhundert durch den Bau der Eisenbahn einen Industrialisierungsschub, weil nun auch die Möglichkeit erleichtert wurde, das so genannte Glück in der Fremde zu suchen. Der reichlich vorhandene Kindersegen der Landbevölkerung war, das stellten die maßgeblichen Herren in den aufstrebenden Industriezentren des Westens schnell fest, jene biologische Ressource, die sie bei der rasanten Entwicklung ihrer Industrieanlagen als Arbeitskräfte so dringend benötigten. Darüber hinaus war es ihnen bekannt, dass diese Menschen harte, ja sehr harte Arbeit gewöhnt und dank ihrer autoritätshörigen Erziehung willige Arbeiter waren, die längst nicht den politischen Bewusstseinsstand der alteingesessenen Industriearbeiter im Westen hatten. Deshalb wohl auch wurde das Ruhrgebiet zum »Goldenen Westen« hochstilisiert – und die Wirte in den Kneipen Masurens erhielten drei Mark »Kopfgeld« für jeden Mann, den sie zur Arbeit im Ruhrgebiet überreden konnten. Es wurden auch spezielle Werber in den Osten geschickt, die das Ruhrgebiet in den schönsten Farben schilderten:

»Masuren!

In rheinländischer Gegend, umgeben von Feldern, Wiesen und Wäldern, den Vorbedingungen guter Luft, liegt, ganz wie ein masurisches Dorf abseits vom großen Getriebe des Westfälischen Industriegebietes, eine reizende, ganz neu erbaute Kolonie der Zeche Viktor bei Rauxel.

Diese Kolonie besteht vorläufig aus über 40 Häusern und soll später auf etwa 65 Häuser erweitert werden. In jedem Hause sind nur 4 Wohnungen, zwei oben, zwei unten. Zu jeder Wohnung gehören etwa 3 oder 4 Zimmer. Die Decken sind 3 Meter hoch, die Länge beziehungsweise die Breite des Fußbodens beträgt über 3 Meter. Jedes Zimmer,

sowohl oben als auch unten, ist also schön hoch, groß und hell, wie man sie in Städten des Industriegebietes kaum findet.

Zu jeder Wohnung gehört ein sehr guter, hoher und trockener Keller, so dass die eingelagerten Früchte, zum Beispiel Kartoffeln, dort sehr gut erhalten werden. Ferner gehört dazu ein geräumiger Stall, wo sich jeder sein Schwein, seine Ziege oder Hühner halten kann. Endlich gehört zu jeder Wohnung auch ein Garten. So kann sich jeder sein Gemüse, seinen Kohl und seine Kartoffeln selber ziehen. Die ganze Kolonie ist von breiten, schönen Straßen durchzogen, Wasserleitung und Kanalisation sind vorhanden. Abends werden die Straßen elektrisch beleuchtet.

Vor jedem zweiten Haus liegt auch ein Vorgarten, in dem man Blumen oder auch Gemüse ziehen kann.

Die Zeche will keinen aus der Heimat weglocken, sie will nur solchen ordentlichen Menschen, die in der Heimat keine Arbeit oder nur ganz geringen Verdienst haben, helfen, mehr zu verdienen und noch extra zu sparen, damit sie im Alter nicht zu hungern brauchen.«

Die Armut in der Heimat Masuren und die Industrialisierung des Ruhrgebiets war der Beginn einer Auswanderungswelle, die man schon als Exodus bezeichnen kann; denn bis zum Jahr 1914 wanderten schätzungsweise ein Drittel aller Masuren nach Westen, so dass eigentlich jede masurische Familie dort ihre Verwandten hatte. Vor allem junge und unverheiratete masurische Männer zogen ins Ruhrgebiet, um in den Kohlengruben jenes Glück zu suchen, das ihnen erlauben sollte, finanziell in der Lage zu sein, nach ein paar Jahren in die Heimat zurückzukehren, um dort eine eigene Familie zu gründen.

Doch die Arbeitswirklichkeit Untertage war anders, als die Werber erzählten. Die Maloche Untertage war viel ungesunder und gefährlicher, als es sich die Männer aus dem Osten je vorgestellt hatten. Dreck und Staub und Hitze machten die Schwerstarbeit fast unerträglich. Schwere

und tödliche Unfälle gehörten damals zum Arbeitsalltag auf den Zechen.

Schwarz von Kohlendampf die Luft,
Überall Gepöck und Hämmern,
Jede Grube eine Gruft,
Um das Leben zu verdämmern.

Zwischendurch der Hütten Dunst
Und die Glut von tausend Essen,
Eine Riesenfeuersbrunst,
Nicht zu malen nicht zu messen.

Graue Halden dürr und kahl,
Schlote, die zum Himmel ragen,
Menschenleiber, welk und fahl,
Die sich hasten, die sich plagen.

Sprecht vom Kohlengräberstand
Oft mit klügelnder Gebärde
Das ist Kohlengräberland!
Das ist uns're Heimateerde.

Heinrich Kämpchen (1899)

Die große Zahl der Zuwanderer brachte auch Wohnungsnot ins Industriegebiet. So mussten ledige Einwanderer als so genannte Kostgänger auf engstem Raum leben. Zahlreiche Familien vermieteten ihre an und für sich schon überfüllten Wohnungen an sie, so dass es vorkam, dass zwei Arbeiter nur ein Bett zur Verfügung hatten. Das wurde dann so geregelt, dass je nach Arbeitsschicht das Bett einzeln benutzt wurde. Kam beispielsweise ein Kumpel von der Nachtschicht in die Wohnung, dann war das Bett noch von seinem Vorgänger warm, der gerade zur Morgenschicht gegangen war. Die Kostgänger wurden

von der Wirtsfamilie auch beköstigt. Allein in der Stadt Bochum betrug die Zahl der Kostgänger im Jahre 1879 ca. 8500 und stieg bis 1885 auf 15 507 an.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte das Allgemeine preußische Berggesetz die so genannte »Bergfreiheit« gebracht, das heißt: nun konnten auch private Unternehmer Kohlengruben besitzen. Die Privatisierung verschlechterte die Arbeitsbedingungen beträchtlich. Die Arbeitszeit wurde von 8 auf bis zu 12 Stunden verlängert und der immer größer werdende Arbeitsdruck verstärkte die Zahl der Unfälle dramatisch. Der Hauerlohn, der 1873 noch 5 Reichsmark betragen hatte, war vier Jahre später schon auf 2,56 Reichsmark gekürzt worden. »Die Bergleute fahren doch in die Grube ein, um Kohlen zu hauen, nicht um Geld zu verdienen«, schrieb damals ein Rechtsanwalt Dr. Stöck.

Als die Arbeitsbedingungen dann noch schlechter wurden, begannen sich die Bergarbeiter zu wehren. Und 1889 kam es dann im Ruhrgebiet zum großen Streik. Von den 105 000 Bergarbeitern dieses Industriegebietes befanden sich zeitweilig bis zu 93 000 im Ausstand. Der Streik weitete sich bis ins Saarland, nach Sachsen und zum schlesischen Bergbau aus. Es wurde der größte Streik des Jahrhunderts.

Die Besitzer der Zechen im Ruhrgebiet forderten preußisches Militär an. Die Soldaten schossen auf die streikenden Bergarbeiter. Viele Menschen wurden verletzt. In Gelsenkirchen wurden vier Kumpels erschossen. In Bochum und anderen Städten des Ruhrgebiets töteten die Soldaten über ein Dutzend Arbeiter, ehe dieser größte Streik des 19. Jahrhunderts mit einer Niederlage der Bergarbeiter beendet wurde. Nach Ende des Ausstandes wurden die Streikführer gemäßregelt: Sie kamen auf eine von den Bergwerksbesitzern erstellte so genannte »Schwarze Liste« – und wer auf dieser stand, bekam nie mehr Arbeit auf einer Zeche. Der Hauer Heinrich Kämpchen, einer

von mehreren tausend Betroffenen, schrieb dazu die folgenden Zeilen:

Dem, der auf der Liste steht,
Hilft kein Bitten und Gebet;
Mögen Weib und Kind verhungern,
Er muß durch die Lande lungern.
Ohne Arbeit, ohne Geld,
Weil es so den Herrn gefällt.

Kartoffelfeuer

Als mein Vater am 18. September 1908 geboren wurde, war man gerade bei der Kartoffelernte, einer Feldarbeit, die alle Hände in Anspruch nahm. Nur die hochschwängere Mutter und seine damals neunjährige Schwester Frieda blieben zu Hause. Man hatte auf Frieda als Arbeitskraft verzichten müssen, weil sie bei der Mutter für eine Sonderaufgabe zur Verfügung stehen musste; das heißt, wenn die Mutter durch ihre Wehen zu erkennen glaubte, nun sei es bald so weit, dann sollte sie zur Nachbarin auf den Kartoffelacker laufen und sie holen. Die Frauen des Dorfes hatten nämlich miteinander einen »Hebammen-dienst« organisiert, an dem sie sich abwechselnd beteiligten; denn Geburtserfahrungen waren ja genügend vorhanden.

Zur gegebenen Zeit lief Vaters Schwester Frieda also aufs Feld. Die Nachbarin kam, wusch sich die Hände mit Kernseife und zog meinen Vater ans Licht dieser Welt. Dann ging sie wieder auf den Kartoffelacker zurück.

Das war am 18. September. Doch Vater musste noch eine Woche warten, ehe er zu seinem Geburtstag kam. Erst am 24. September fand man die Zeit, um ihn urkundlich anzumelden. Am 24. schien es für seinen offiziellen Geburtstag günstig zu sein – und natürlich auch für seine Not-

Taufe; deshalb feiert mein Vater seit 95 Jahren auch an diesem Tag seinen Geburtstag.

Die »Not-Taufe« war in Masuren dann erlaubt, wenn der Säugling ernstlichen Anlass gab, er könnte die nächsten Tage nicht überleben. Dann konnte der Gemeindevorsteher oder Lehrer eine Not-Taufe durchführen und man war nicht gezwungen, den weiten Weg zur Kirche in der nächsten Stadt zu machen. Darüber hinaus war eine Not-Taufe auch wesentlich billiger als die offizielle; deshalb erfreute sich diese Form des Getauftwerdens auch ziemlicher Beliebtheit.

Neben Roggen und Weizen war die Kartoffel in Masuren eine Hauptfrucht, die man mit großer Aufmerksamkeit bedachte. Kartoffeln sind sandfähig, es heißt sogar, sie liebten den Sand – und davon gab es ja genug, manchmal sogar zu viel auf den Feldern dieser Gegend.

Die Kartoffel ist ein Nachtschattengewächs, das in der Mitte des 16. Jahrhunderts aus Südamerika nach Europa eingeführt wurde. Durch ihren hohen Stärkegehalt ist sie zu einem wertvollen Volksnahrungsmittel geworden, das seit den Hungerjahren um 1770 allgemeine Verbreitung erfuhr. Nach der Einführung durch Friedrich den Großen war die Kartoffel als große Hilfe zum Überleben besonders von der armen Landbevölkerung sehr geschätzt.

Kartoffeln waren in Masuren als Nahrungsmittel wichtig für Menschen und Tiere. So soll es beispielsweise bei den Großeltern meiner Mutter jeden Morgen frisch gekochte Kartoffeln, die entsprechend der Jahreszeit meist mit Sauerkraut kombiniert wurden, gegeben haben. Kartoffeln und Sauerkraut wurden getrennt gekocht und mit winzigen Stückchen Speck, den Spirkeln, »veredelt«.

Des Mittags gab es ebenfalls Kartoffeln, meistens als Eintopf mit Bohnen, Erbsen oder Linsen – im Sommer mit unterschiedlichem frischem Gemüse. Bei den im Winter sehr beliebten Sauerkrautgerichten wurden Kartoffeln und Sauerkraut separat gekocht und zubereitet. Fleisch

wurde nur an den Festtagen und dann sehr sparsam gereicht. Da waren Fische, hier besonders der Salzhering, öfter auf dem Speiseplan; natürlich mit gekochten Kartoffeln. Bratkartoffeln und Plinsen, also Kartoffelpfannekuchen, waren ebenfalls eine beliebte Art, sich die ehemals südamerikanischen Knollen einzuverleiben.

Kartoffeln waren auch bei der Schweinemast beliebt. In einem großen Kessel mit der Schale gekocht wurden sie im Holztrog mit dem Kartoffelstampfer zerkleinert und mit Kleie vermischt zu einem Kraftfutter, das die Säue zur Anlage jener überaus dicken Speckschichten veranlasste, die sich damals großer Beliebtheit erfreuten; als gepökelter oder geräucherter fetter Speck, ein vielseitiges Nahrungsergänzungsmittel, das selbst sparsam verwendet den einfachsten Speisen einen besonderen Geschmack verlieh.

Die Kartoffeln wurden bei uns im Herbst in großen Erdlöchern, den Kartoffelmieten vergraben, wo sie den Frost des Winters unbeschadet überdauern konnten. Im Frühjahr dann aus der Erde geholt, las man die für die Saat geeigneten aus, um sie einzupflanzen.

Der Pflug zog eine Furche durch den Kartoffelacker, dann wurden die ausgesuchten Knollen in die offene Furche geworfen und mit Stallmist abgedeckt. Beim Pflügen der nächsten Furche wurde die mit dem nährstoffreichen Mist versehene Knollenfrucht von der Erde zugedeckt und konnte, so geborgen in der Wärme der Frühjahrserde, ihre Keime ins Licht der Sonne und ins Erdreich schieben.

In der Zwischenzeit, durch regelmäßiges Jäten vom Unkraut frei gehalten, wuchs überirdisch das Kartoffelkraut – und unterirdisch jene knollige Frucht, die das Ziel all dieser Mühen war. Im Herbst dann, wenn sich das Grün des Kartoffelkrautes zu rostigem Braun verwandelt hatte, begann die Ernte der stärkereichen Knollen.

Die Kartoffelernte war in Masuren ein Ereignis, das alle verfügbaren Kräfte erforderte. Dass dabei die Kinder, sobald sie körperlich dazu in der Lage waren, ihren

Arbeitsanteil leisteten, soll nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden. Damals wurden die Kartoffeln noch mit der Hacke geerntet, in Körbe gelesen und dann in Säcke abgefüllt. Der Pferdewagen brachte die geerntete Feldfrucht dann zum Hof oder auch gleich zum Verkauf in die Stadt.

Beliebt bei uns Kindern waren die Kartoffelfeuer, die aus dem gehäuften trockenen Kartoffelkraut auf den abgeernteten Feldern entzündet wurden. In deren Glut wurden die schönsten Exemplare der soeben geernteten Knollen gelegt, die dann nach entsprechender Aufenthaltszeit als geröstete Leckerbissen aus dem Feuer geholt, den unvergleichlichen Geschmack »erntefrischer biologisch-dynamischer Röstkartoffeln in naturbelassener Schalenhaltung« so nachhaltig entfalteten, dass dies als nostalgische Geschmackserinnerung mir auch heute noch unvergesslich ist. Dagegen haben selbst jene als »exzellente Folienkartoffeln, ofenfrisch zubereitet« bezeichneten und mit allerlei raffinierten Beigaben versehenen Superknollen keine Chancen, selbst wenn sie von Meisterköchen mit langjähriger Fernseh-Erfahrung in den mikroelektronisch hochgerüsteten Hightech-Küchen von Restaurants kreiert worden wären, die sich mehrfacher Sterne auf ihren Speisekarten zu rühmen hätten. Diese meine Ansicht könnte beweisen, mit welcher Naturgewalt unserer frühen Erinnerungen ein Leben lang unsere Geschmacksknospen bestimmen.

Die zweite Flucht

Als Vaters Familie im Jahre 1914 zum zweiten Mal fliehen musste, begann es schon Winter zu werden. Dieses Mal kamen sie weiter nach Norden als bei ihrer ersten Flucht; aber diesmal blieben sie auch länger von zu Hause fort. Sie waren überstürzt aufgebrochen, traf doch der Angriff

der russischen Armee die Grenzdörfer ungeschützt. Sie hatten den Hof so schnell verlassen, dass sie nur wenig mitnehmen konnten und ihr gesamtes Vieh zurücklassen mussten. Mehrere Tage waren sie durch die Wälder gefahren, um nicht den fremden Soldaten zu begegnen. Aber sie kamen nicht allzu weit. In dem Ort Jedwabno fanden sie in einem Haus zweier alter Leute, die nicht hatten fliehen wollen, für ihre große Familie eine notdürftige Unterkunft. Dort blieben sie auch, denn sie wussten nicht, wohin sie weiter fliehen sollten. Hier hatten sie wenigstens ein Dach über dem Kopf, denn der Winter begann schon mit Frost und mit Schnee. In Jedwabno blieben sie bis nach dem Ende der Masurischen Winterschlacht. Da die beiden alten Leute selber kaum etwas erübrigen konnten, hatten sie sehr wenig zum Essen und hungerten alle.

Als dann im Februar 1915 Feldmarschall von Hindenburg die russische Armee des Generals Sievers wiederum besiegte, kehrten sie trotz der Winterkälte nach Roggen zurück, hoffend, ihr Haus unversehrt vorzufinden.

Sie hatten bei allem Unglück ihrer Flucht doch das große Glück, dass Haus und Hof unversehrt und nicht abgebrannt waren. Und noch mehr Glück war ihnen beschieden, denn ihre Kühe, die sie bei ihrer überstürzten zweiten Flucht zurücklassen mussten, lebten und waren wohlauf! Ein einziger Mann im Dorf war nicht mit den anderen geflohen, hatte sich vor den russischen Soldaten versteckt gehalten und heimlich die Kühe versorgt. So fanden sie nach ihrer Rückkehr die wertvolle Nahrungsquelle der Milch, was besonders den unterernährten Kindern entschieden weiterhalf.

Mutters zweite Flucht war ebenfalls viel schlimmer als die erste kurze nach Willenberg. Auch sie mussten überstürzt ihren Hof in Groß Piwnitz verlassen. Diese zweite Fluchtfahrt der beiden alten Leute mit Oma Luise und ihren drei kleinen Kindern wurde zu einer winterlichen Irrfahrt zwischen den Fronten.

Einmal wurden sie von deutschen Soldaten zurückgeschickt, dann kamen sie auf dem Rückweg wieder in die Nähe kämpfender Truppen und mussten wieder in eine andere Richtung fliehen. So geschah das mehrere Male. Und inzwischen war in Masuren der Winter mit all seiner Unerbittlichkeit eingebrochen. Obwohl Mutter damals gerade vier Jahre alt gewesen ist, hat diese zweite Flucht sich als Angsterleben in ihre Erinnerung fest eingepägt, hat sie die Verzweiflung ihrer Mutter und ihrer Großeltern noch nach fast neunzig Jahren tief im Gedächtnis behalten.

Urgroßvater Jakob war bei dieser Fahrt ins Ungewisse sehr verzweifelt gewesen. »Lieber Gott«, soll er gebetet haben, »lieber Gott, lass mich lieber sterben, als noch einen Krieg erleben!«

Sein Gebet wurde erhört, denn die dritte Flucht im Januar 1945 ist ihm erspart geblieben.

Grüne Hochzeit

Martha und Karl Somplatzki wurden am 17. Mai 1932 in der Evangelischen Kirche in Willenberg getraut. Nach den Plänen des bekannten preußischen Architekten Karl Friedrich Schinkel erbaut, war diese klassizistische Stadtkirche der geistliche Mittelpunkt einer sehr großen Gemeinde, zu der mehr als zehntausend Menschen gehörten, die in der Stadt und den umliegenden Dörfern wohnten. Die Hochzeit war auf Pfingsten festgelegt worden. In den Monaten davor wurden die wichtigsten Dinge vorbereitet: Die Aussteuer für Mutter und die Einzelheiten des Anteils der Großeltern wurden vereinbart, sowie festgelegt, welcher der beiden Höfe von dem jungen Paar übernommen werden sollte. Dann wurde das Aufgebot bei der Kirchengemeinde Willenberg bestellt.

Die Hochzeit sollte im Hause der Brauteltern in Groß Piwnitz stattfinden. Da es Sitte war, alle Leute einzuladen, bei denen man auf einer der zahlreichen Hochzeiten selbst eingeladen gewesen war, ergab sich ein Schneeballsystem, an dessen Ende eine Einladungslawine rollte, die eigentlich das ganze Dorf einbezog.

Am Pfingstmontag war Polterabend. Schon am Nachmittag waren die jungen Leute aus dem Dorf zusammengekommen. Sie flochten drei Bögen aus Tannengrün und Blumen. Einen über das Hoftor, den zweiten um die Eingangstür des Hauses, und den dritten stellten sie im Hof auf.

Dann holten sie alle alten Flaschen und beschädigten Tongefäße, die seit der letzten Hochzeit im Dorf angespart worden waren, und begannen das große Zerschlagen; denn Scherben sollen ja Glück bringen und Glück benötigte man als junges Paar für das harte Leben in dieser Gegend Masurens dringend.

Die jungen Leute des Dorfes warfen und warfen; und alles vor die Eingangstür des Hauses, manches auch dagegen, was natürlich hervorragenden Lärm erzeugte. Der Haufen aus Glas und Tonscherben wurde größer und größer, die Stimmung immer ausgelassener; und die Schläge gegen die Eingangstür erschütterten das ganze Haus. Drinnen wurde man unruhig, besonders Großvater Martin, der um seine Eingangstür zu fürchten begann. Also griff er entschlossen zur großen Flasche, schritt durch die gefährdete Tür nach draußen und wurde sofort mit stürmischem Jubel empfangen.

Nachdem er noch eine zweite Flasche des selbst gebrannten Klaren zur Besänftigung der Jugend verschüttet hatte, verwandelte sich das ungeordnete Lärmen allmählich in Gesänge, die allerdings mit fortschreitender Zeit aus den melodischen Gemeinsamkeiten in Einzelaktionen zerbrachen und sich im Verlauf der Stunden in jene Undeutlichkeiten verwandelten, wie sie eine so lange Anstrengung unweigerlich erzeugen muss.

Dann im Morgengrauen, als alle anderen noch schliefen – bis auf die Braut natürlich, die vor verständlicher Aufregung in dieser Nacht kein Auge schloss –, brachte Opa Martin die Scherben so schnell wie möglich in einer Schubkarre in dem großen Loch hinter der Scheune unter. In jener tiefen Grube, die er in realistischer Erwartung schon am Tage zuvor ausgehoben hatte. Nachdem er mehrere Fuhren Scherben hinter die Scheune gefahren hatte, deckte er die zerschlagenen Glücksbringer wieder mit Erde zu und kümmerte sich um die Pferde. Deren Festtagsgeschirr, mit Zinn beschlagen, war schon vor Tagen blank geputzt worden. Und die Kutsche, gewaschen und auf Hochglanz poliert, wurde nun aus dem Schuppen gerollt.

Im Hause war alles in heller Aufregung, denn alle Dinge, die in den Wochen seit Ostern vorbereitet worden waren, mussten geordnet und entsprechend hergerichtet werden.

Sie hatten ein schönes, fettes Vierzentnerschwein und ein Kalb geschlachtet und dunkles, säuerlich-süffiges Bier gebraut. Über den Selbstgebrannten hinaus – mit Honig und Gewürzen in verschiedener Weise variiert – hatten sie noch eine ganze Menge des Hochprozentigen aus der Stadt kaufen müssen, damit um Gottes willen nur nicht der Vorrat während des Feierns zur Neige ging! Große Mengen von Mohnkuchen und Streuselkuchen waren mit Hilfe der Nachbarinnen ebenfalls gebacken worden und standen bereit.

Mutter hatte ihr weißes Brautkleid angezogen. Von Freundinnen wurde ihr der Brautschleier umgehängt, er reichte bis zur Erde. Zum Abschluss wurde der Myrtenkranz aufgesetzt – »Wir winden dir den Jungfernkranz aus veilchenblauer Seide ...«

Sie waren mit der aufwendigen Vorbereitung gerade fertig geworden, als die vier Kutschen ankamen, die den Bräutigam und die Gäste aus Roggen brachten. In diesem relativ kleinen Kreis wurde zu Mittag gegessen. Die Anwesenden

sangen gemeinsam einen Choral und führten das Brautpaar aus dem Hause. Und als Martha Burdenski und Karl Somplatzki ihre Kutsche bestiegen hatten, ein Prachtexemplar in glänzendem Anthrazit, von zwei unruhig tänzelnden Hengsten gezogen, setzte sich der Hochzeitszug in Bewegung.

Vierzehn Kutschen bogen von der Dorfstraße in die Chaussee nach Willenberg ein. In jeder saßen, außer dem Kutscher, vier Hochzeitsgäste; die Männer in festlichen Anzügen, in frühlingbunten Kleidern die Frauen. Die Brautkutsche bildete den Schluss, jedoch nicht das Ende des Zuges; denn hinter ihr kamen noch einige Dutzend geschmückte Radfahrer, die Jugend des Dorfes.

Es war schon ein außergewöhnlicher Hochzeitszug, der sich unter hellblauem Pfingsthimmel auf Willenberg zubewegte. Weiße Birken säumten die Straße. Ein leichter Wind bewegte das Frühlinggrün ihrer Blätter. Und zwischen dem hellen Grün zu beiden Seiten rollten 14 geschmückte Hochzeitskutschen daher, gezogen von 28 aufgeputzten, prächtigen Pferden, deren metallverziertes Zugeschirr im Schein der Nachmittagssonne glänzte und schimmerte; und 112 Hufeisen begleiteten mit klangvollen Geräuschen auf dem Asphalt den gemessenen Trab der Pferde. Die Farben der Frauenkleider leuchteten im Sonnenlicht. Die blankgeputzten Speichen der Fahrräder wirbelten und surrten; und begleitet von melodischem Klingeln drehten sich viele unterschiedliche Räder der Stadt Willenberg entgegen.

Nun wurden ja in Masuren, sicher wegen der heiligen Dreifaltigkeit, sowohl Weihnachten und Ostern als auch Pfingsten drei Tage lang gefeiert. Und besonders der dritte Pfingsttag war seit altersher als Hochzeitstag sehr begehrt.

Der Ansturm auf diesen Tag war derartig groß, dass der Pfarrer eine Sonderregelung einführen musste: Er vergab die Trauungstermine in der Reihenfolge ihrer Anmeldungen. Von zwölf Uhr mittags bis zum beginnenden Abend

folgte dann, in Abständen von einer halben Stunde, eine Trauung der anderen.

Der Zeitpunkt ihrer Trauung war für drei Uhr am Nachmittag angesetzt. Von Süden kommend erreichte der Hochzeitszug die Stadt Willenberg und sorgte trotz der zahlreichen Hochzeiten dieses Tages besonders wegen der langen Reihe der fröhlich klingelnden Fahrradfahrer für eine große Aufmerksamkeit. Pünktlich zur angesetzten Stunde begann dann die Trauung.

Die Braut vergoss einige Freudentränen. Alle anwesenden Frauen weinten ein Weilchen mit. Man sang und betete gemeinsam, hörte die erbaulichen Worte des Pfarrers und das »Ja« von Braut und Bräutigam. Und als die Eheringe aufgesteckt, das »bis das der Tod euch scheidet« des Pfarrers verkündet war, man alles Notwendige der Zeremonie erledigt hatte, schritten Braut und Bräutigam, gefolgt von den Hochzeitsgästen, feierlich zum Ausgang.

Sie waren kaum durch das Portal der Kirche gegangen, als die Ehefrau ihr langes Brautkleid raffte und der Ehemann seinen Zylinder vom Kopf nahm. Sie fassten sich bei den Händen und dann liefen sie so schnell es ihre Festkleidung erlaubte, zu ihrer Kutsche. Dort schob der Ehemann Somplatzki seine Ehefrau auf den Wagen und sprang hinterher. Schon knallte die Peitsche, zwei prächtige Hengste preschten los.

Ihr Brautwerber hatte es sich nicht nehmen lassen, sie in seiner Kutsche auch zur Kirche zu fahren. Seine Hengste waren gut im Futter, kräftig und schnell. Und so jagten sie jetzt im gestreckten Galopp zum südlichen Ausgang der Stadt. Die eisenbeschlagenen Räder drehten über das Kopfsteinpflaster, dass sie Funken schlugen und die Bogenpeitsche tanzte über das Fell der beiden Hengste.

Und nun raste die Hochzeitskutsche in wildem Galopp und halsbrecherischer Fahrt sieben Kilometer weit bis nach Groß Piwnitz; getrieben von den anderen 13 Kutschen, die nicht eher ihre wilden Verfolgungen aufgaben,

bis sie zugeben mussten, das Rennen verloren zu haben, als die Brautkutsche als erste den Hof in Groß Piwnitz erreichte.

Diese Wettfahrten der Hochzeitskutschen waren ein Brauch, der sich besonders bei den Männern ziemlicher Beliebtheit erfreute. Es war aber ein gefährlicher Brauch, denn vor zwei Jahren war während eines solchen Kutschenrennens die Hochzeitskutsche in rasender Fahrt von der Straße abgekommen, hatte sich überschlagen und war im Straßengraben liegen geblieben. Zwar war dem Brautpaar und dem Kutscher damals nur wenig passiert, ein paar Blutergüsse, ein einfacher Knochenbruch und einige Hautabschürfungen, aber die beiden Pferde wurden dabei so schwer verletzt, dass man sie hätte töten müssen. Doch auch dieses tragische Ereignis hielt niemanden davon ab, das Kutschenrennen weiter stattfinden zu lassen.

Als die Hochzeitskutsche mit dem Ehepaar Somplatzki dann als Sieger den geschmückten Hof erreichte, wurden sie schon mit dem Hochzeitsmarsch aus Bandonium- und Geigenklängen empfangen. Im Schatten der großen Kastanie waren Bänke und Tische aufgebaut.

Und unter den gemischten Klängen der Musikanten nahmen die Hochzeitsgäste Platz.

Frauen trugen Speisen auf, Männer schenkten freigiebig Hochprozentiges aus. Und alle ließen es sich gut sein.

Inzwischen war die Stimmung noch höher gestiegen; man spielte gezielt zum Tanz. Und nicht nur die Jugend begann jetzt im Polka-, Krakowiak- und Walzerschritt die Holzdielen im Hause kraftvoll zu betreten.

Zu diesem Zweck hatte man das Innere des Hauses so gut wie leer geräumt. Wusste man doch aus Erfahrung, dass masurische Tänzerinnen und Tänzer besonders bei Hochzeitsfeiern viel Platz brauchen. Großvater Martin, der die Tanzkraft seiner Landsleute zwar sehr schätzte, aber auch fürchtete, wusste, dass mit dem zunehmenden Festverlauf nicht nur Zungen und Köpfe, sondern auch manche

Beine, ja sogar ganze Körper schwerer und schwerer würden. In solchen Stunden des Drehens, Hüpfens und Springens konnte so mancher normalgewichtige Mann zum Riesen werden.

Da nun der Fußboden seines Hauses zwar aus gutem Holz errichtet war, Vorsicht aber auch die Mutter der Porzellan- kiste ist, hatte der Großvater vorgesorgt. Dabei kam ihm die Erfahrung jener Jahre, die er als junger Mann im Ruhrbergbau verbracht hatte, sehr zustatten. Schon Tage vor diesem Ereignis hatte er nämlich die Decke seines Kartoffelkellers, der unter dem Tanzraum lag, mit Baumstämmen fachgerecht abgestützt. Er hatte also im Keller, bergmännisch ausgedrückt, aus Holzstempeln und Kap- pen »Deutsche Türstücke« gebaut und so einen Querschlag errichtet, der so stabil geworden war, dass ihn selbst tonnenschwere Polka- und Mazurkasprünge nicht zum Einsturz bringen konnten.

Das Fest verlief ganz hervorragend. Es gab kaum Zwischenfälle, die erwähnenswert wären. Man sang, trank, aß, tanzte und hielt sich in guter Stimmung bis zum Aufgang der Maisonnette.

Nun eine Zwischenbemerkung, die beweist, wie wichtig das Tanzen während einer Hochzeit ist. Es hatten sich nämlich, so wird berichtet, große Nagetiere, auch gemein- hin als Ratten bezeichnet, auf dem Getreideboden des Holzhauses in Piwnitz so wohnlich eingerichtet, dass alle noch so große Mühe vergeblich war, sie von dort zu ver- treiben. Doch nach der durchtanzten Nacht vom 17. auf den 18. Mai 1932 waren alle Ratten des Hauses für immer verschwunden!

Mühe und Arbeit

Nach ihrer Eheschließung waren meine Eltern nach Roggen gezogen, um den Hof von Maria und Wilhelm Somplatzki zu übernehmen.

Der Mutter gefiel es dort gut. Das Haus lag am Waldesrand, etwas außerhalb des Dorfes, die Wiesen und Äcker waren ganz in der Nähe. Dieser Hof war nur halb so groß wie der in Piwnitz, etwa 60 Morgen, und entsprechend weniger Felder waren zu bestellen. Meine Mutter vertrug sich auch mit der Schwiegermutter sehr gut, und so fühlte sich das junge Paar hier ganz wohl und zu Hause.

Doch nach anderthalb Jahren kam die entscheidende Wende. Mutters Bruder Fritz, der als Ältester den Hof in Groß Piwnitz erben sollte, wollte nicht als Bauer arbeiten und suchte sich eine Beschäftigung, die nicht so anstrengend war. Da überredete Großvater Martin meine Eltern, doch den Hof in Piwnitz zu übernehmen. Aus Pflichtgefühl gegenüber ihren Eltern nahm meine Mutter dieses Angebot an. Und so zogen sie von Roggen nach Groß Piwnitz um. Dort begann dann die härteste Zeit ihres jungen Lebens; unvergessen bis ins höchste Alter.

Nein, nicht die Schwere der körperlichen Arbeit war es, die war es nicht; viel schwerer wog die Tatsache, dass dieser Hof hoch verschuldet war – und Opa Martin und Oma Luise ihnen diesen Tatbestand bewusst verschwiegen hatten! Über diese Schulden hinaus mussten sie den drei Geschwistern meiner Mutter noch ihr Erbteil auszahlen – an den Bruder Fritz und die beiden Schwestern Frieda und Auguste.

Kurz zuvor hatte auch ein Hagelschlag für 1000 Mark Schaden angerichtet. Und dazu kamen auch noch 600 Mark, eine für meine Eltern damals unerschwinglich hohe Geldsumme, die zur Schuldentilgung sofort fällig waren. In ihrer Not versuchten sie alle Möglichkeiten auszuschöpfen, um dieses Geld geliehen zu bekommen. Doch

aus ihrer Verwandtschaft war niemand dazu bereit oder hatte das Geld dafür übrig. In ihrer großen Not entschlossen sie sich, Haus und Hof zu verkaufen.

Da hörte Frau Watschakowski, eine ältere Frau, die als Witwe in Piwnitz einen Hof besaß, von dem Elend des jungen Paares und sie lieh ihnen ihr erspartes Geld. So rettete das große Vertrauen einer fremden Frau meine Eltern vor dem unverschuldeten Bankrott.

Doch die Mühen gingen weiter. Infolge von Krankheiten des Viehs hatten sie eine Pechsträhne zu überstehen. Auch gaben die Kühe, die sie von den Großeltern übernommen hatten, sehr wenig Milch. [...]

Vater erzählte, dass er beim Pflügen des Ackers an manchen Tagen eine Gesamtentfernung zu bewältigen hatte, die man in der heutigen Zeit als Marathonstrecke bezeichnet; also circa 42 Kilometer. Er hatte am Acker die Länge der zu pflügenden Strecke vermessen und sie dann mit den entstandenen Furchen multipliziert. Dabei sei die hier erwähnte Gesamtlänge zustande gekommen, die er und seine beiden Pferde täglich zurücklegten. Schritt für Schritt und Tag auf Tag; ein Pflugmarathon zur Vorbereitung der Aussaat im Frühling und im Herbst.

Sie arbeiteten hart, alle beide, oftmals am Rande ihrer körperlichen und psychischen Kräfte. Doch sie wollten beweisen, dass sie es allen Widrigkeiten zum Trotz aus eigener Kraft schaffen konnten. Dieser Beweis war ihnen besonders Großvater Martin gegenüber sehr wichtig, der ihnen ja die großen Schulden verschwiegen hatte, die Hof und Grundbesitz über Gebühr belasteten. Darüber hinaus ließ Opa Martin auch kaum eine Gelegenheit aus, um ihre angebliche Unfähigkeit zum Führen des Hofes anzuprangern. Mit solchen Bemerkungen bedachte er besonders seinen Schwiegersohn Karl.

Großvater Martin und Großmutter Luise waren damals eigentlich noch zu jung fürs Altenteil. Die Großmutter beispielsweise war gerade 50 Jahre alt – und wahrschein-

lich fühlten sie sich noch immer als heimliche Hofbesitzer, die nicht akzeptieren konnten, dass die Jungen andere Ideen und Methoden anwendeten, als sie es bisher getan hatten.

Deshalb ließen sie auch kaum eine Gelegenheit aus, um meinem Vater und meiner Mutter ihre angebliche Überlegenheit verbal zu beweisen. Doch bei der praktischen Arbeit hielten sie sich vollständig zurück und ließen sie mit ihrer schweren Arbeit allein. [...]

Meine Eltern fühlten sich durch die Großeltern hintergangen. Sie litten sehr unter dieser ungunstigen Situation. Und dazu kamen noch die verbalen Schläge aus nächster Nähe hauptsächlich durch Opa Martin, sie wohnten ja mit den Großeltern Tür an Tür. Das alles war besonders für meinen Vater schlimmer als Armut und härteste Arbeit. Damals kämpften sie beide, das kann man heute ruhig so sagen, wirklich um ihr Überleben.

In diese Situation wurde ich hineingeboren.

Es war zehn Tage vor dem Weihnachtsfest des Jahres 1934, als man plötzlich Großvater Martin im Krankenwagen von Willenberg nach Groß Piwnitz brachte. Er hatte unterwegs einen Schlaganfall erlitten, der ihn teilweise lähmte. Meine Mutter, hochschwanger, war einem Nervenzusammenbruch sehr nahe. Sie weinte ohne Unterlass.

Am dritten Tage hielt ich diesen Stress-Orkan dann nicht mehr aus und kam schreiend zur Welt; eine Woche zu früh, wie Mutter erzählte, denn ich sollte ja ein Weihnachtskind werden.

Zwischen drei und vier Uhr am Morgen des 19. Dezember 1934 erblickte ich zum ersten Mal das gedämpfte Winterlicht einer masurischen Nacht; ich war geboren und schrie ohne Unterlass, bei Tag und bei Nacht – es gab keine Möglichkeit, mich zu beruhigen. Selbst als mir Mutter in ihrer Hilfslosigkeit meine Fußsohlen an die wunderbare Wärme des Kachelofens legte, weil sie

glaubte, meine Füßchen seien zu kalt, schrie ich weiter. Mich hatte die große Angst meiner Mutter um ihren Vater vorzeitig auf diese Welt gebracht. Und ich wusste von keiner anderen Möglichkeit, die so erfahrene Angst zu kanalisieren, als sie in diese für mich neue und fremde Welt hinauszuschreien.

Da nahm sich Urgroßmutter Katharina des schreienden Menschenbündels an, doch ich weinte weiter. Aber mit ihrer unermüdlichen Hilfe gelang es ihnen, mir irgendwann meine Angst zu nehmen. Es war jene Urgroßmutter Katharina, die mit dem Schild »Nach Wanne-Eickel« um den Hals von Masuren zur Hochzeit ihrer jüngsten Tochter Maria nach Westfalen gefahren war. Ich kann mich bewusst nicht mehr an sie erinnern, doch in der Tiefe meines Unterbewusstseins klingen noch jene masurischen Lieder, die sie damals an meiner Wiege gesungen hat. Diese Urgroßmutter betreute mich dann auch das gesamte erste Lebensjahr über und entlastete damit meine Mutter sehr. Meine Mutter, die gemeinsam mit meinem Vater so hart und entbehrungsreich arbeiten musste; auf einem Bauernhof im sandreichen Süden Masurens. Urgroßmutter Katharina betreute mich noch bis zu ihrem Tode im Jahr 1935. Als ich ungefähr ein Jahr alt geworden war, ist sie gestorben. Kurz bevor sie verstarb, soll sie in masurischer Sprache zu meiner Mutter gesagt haben: »Nun ist dein Jungchen aus dem Gröbsten heraus, nun kann ich in Frieden meine Augen schließen.«

Die dritte Flucht

Die deutschen Menschen im Osten mussten während der kältesten Winterszeit aus ihrer Heimat fliehen. Als sich im Januar 1945 der ungeheuer lange Treck des Elends nach Westen in Bewegung setzte, war die russische Front so nahe, dass eine geordnete Flucht völlig aussichtslos wurde.

Meterhoch bedeckte der Schnee das Land, die Straßen waren zu Eisspiegeln geworden. Viel zu spät hatten die Nazis unsere Flucht befohlen. Erst am Morgen des 19. Januars bekamen wir diesen Befehl.

Vom Morgengrauen an hatten Tiefflieger unser Dorf beschossen. Zwischen ihren Angriffen bauten Tadeusz und Opa Martin den Leiterwagen zu einem Planwagen um, nagelten ihm aus Brettern ein Dach. Unförmig und schwer stand er nun im Hof.

Als mit Beginn der Abenddämmerung die Angriffe aufgehört hatten, wurde er schnell beladen. Futter für die Pferde, ein paar rasch geschlachtete Gänse und Hühner, Mehl und Kartoffeln, Federbetten und jene Habseligkeiten, die man für wichtig hielt, um sie auf diese Reise ins Ungewisse mitzunehmen.

Da Tadeusz vom Ortsbauernführer zum Viehtreiben abkommandiert wurde, musste nun Opa Martin den schweren Wagen lenken.

Oma Luise ging nochmal ins Haus zurück. Als sie wiederkam, hielt sie in ihrer linken Hand die alte Petroleumlampe und unter ihrem rechten Arm zwei dicke Bücher.

Der Eiswind trieb den Schnee in kalten Schleiern über die Erde, wehte ihn auf das raue Wagendach und das erhitzte Fell der Zugpferde; schlug ihn in die Gesichter der verummten Menschen, die eine Flucht ins Ungewisse begannen. Und ab und zu, wenn für Augenblicke das Wehen der Windböen nachließ, konnten wir das Donnern der Geschütze hören.

Die Pferde stemmten ihre eisenbeschlagenen Hufe gegen den glatten Schneeboden, rutschten fort, versuchten es noch einmal, getroffen vom wirbelnden Lederriemen der Peitsche. Sie pressten ihre verschwitzten Körper immer rücksichtsloser gegen das Zuggeschirr, schnaubend aus weit geöffneten Nüstern. Sie zerrten und rissen an den Seilen. Endlich begannen sich die großen Holzräder schwerfällig zu drehen und schließlich rollte der unförmige, viel

zu schwer beladene Wagen durch das Hoftor auf die verschneite, abendliche Dorfstraße hinaus.

Mit aller Kraft hatten die Pferde das schwere Gefährt über den knirschenden Schnee bis zur Asphaltstraße gezogen. Schwer beladene Fluchtwagen und Lastwagen mit Soldaten rollten in einem endlos scheinenden Zug von der polnischen Grenze in Richtung Willenberg. Opa trieb die Pferde mit Peitschenschlägen und Schreien in eine Lücke zwischen die Flüchtenden. Die Pferde keuchten, stemmten sich in die Sielen, ihre Hufe fanden keinen Halt auf dem vereisten Boden. Mutter sprang vom Wagen. Sie fasste die Pferde am Zaumzeug, redete ihnen beruhigend zu.

»Die Lotte kann nicht mehr!« rief sie schließlich, die trüchtige Stute streichelnd.

Nun stiegen wir alle vom Wagen und griffen in die Speichen der Holzräder. Aber auch das nutzte nichts.

»Ihr habt zu viel geladen!«, rief ein Soldat, »schmeißt herunter, was nur runter geht!«

Nun warfen wir Dinge in den Straßengraben, die noch vor kurzer Zeit so wichtig schienen. Der Soldat half uns dabei.

»Haut ab, so schnell es geht«, sagte er, »der Russe kann schon morgen hier sein!«

Unser Wagen war noch immer schwer. Die Pferde hatten Mühe, ihn über die vereiste Straße zu ziehen. Langsam und schwerfällig rollten wir zwischen den anderen Fluchtwagen durch das Dunkel.

Wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Militärfahrzeuge drängten uns ein paar Mal beinahe von der Straße. Ein deutscher Panzer kam uns entgegen, nun mussten wir in den Straßengraben ausweichen. Wir kletterten vom Wagen und schoben mit aller Kraft. Die Räder drehten auf der Stelle. Die Pferde zogen aus Leibeskräften. Sehr langsam kamen wir voran. Endlich stand der Wagen auf der Straße. Wir reihten uns wieder in den endlos scheinenden

Zug der Flüchtenden ein und kamen nur sehr langsam voran.

Etwas später sahen wir dann ein fernes Feuer am Nachthimmel glühen, sein Widerschein färbte den Himmel rot. »Vielleicht ist das unser Dorf«, sagte jemand. Niemand widersprach.

Mit dem Morgengrauen kamen die Tiefflieger, sie schossen auf Menschen und Tiere. Wir suchten Schutz in den Wäldern, doch die Tiefflieger fanden uns auch dort. Eines der Flugzeuge kam direkt auf uns zu. Ich hörte das Näherkommen der Explosionen. Schreiend lief ich auf das verschneite Feld hinaus, stürzte in panischer Angst durch Gebüsch und Schneewehen; ich lief, bis ich nicht mehr konnte. Weinend hockte ich mich in den Schnee.

Die Mutter war meinen Spuren nachgegangen und holte mich zurück. Es begann schon zu dämmern. Wir fuhren weiter durch die Dunkelheit. Soldaten waren überall. In den Straßengräben lagen zerfetzte Fahrzeuge und tote Pferde.

»Die Tiefflieger«, sagte Opa Martin.

Irgendwo in der Nähe explodierte eine Granate. »Deckung!« brüllte eine Stimme. Unser Fohlen, hinter dem Wagen angebunden, riss sich los und floh wild wiehernd in die Nacht hinein.

Nun lenkte meine Mutter unser Pferdegespann. Die Lederleine schnitt in die Finger, machte trotz der Handschuhe ihre Hände eiskalt. Eng aneinander gepresst hockten wir anderen auf unseren Habseligkeiten unter dem rauen Wagendach und hatten Angst.

Das waren die Stunden der Frauen,
der Mütter in eisiger Nacht.
Sie haben die Kinder durchs Grauen
der Flucht und des Krieges gebracht.

Schlafe mein Kind,
ich halte dich warm,
träume vom Sommerwind.
Schlafe mein Kind,
ich halt' dich im Arm,
träume mein Kind,
ich halte dich warm,
bis wir im Frieden sind.

Meine kleine Schwester Herta weinte ohne Unterlass. Großmutter Luise hielt sie im Arm und versuchte sie zu trösten. Ich hatte mich in meiner Angst am Riemen meiner Pelzmütze festgebissen. Oma Luise betete halblaut. Die Luft vibrierte vom Bersten und Krachen der Geschosse. Volltreffer irgendwo vorne im Treck. Großmutter Luise begann zu singen, summend und leise. Allmählich verstummte das Weinen meiner kleinen Schwester. Ihr Atem ging ruhig. Dann schlief sie ein. Da betete Großmutter flüsternd das Vaterunser. Sie hatte ihre beiden Bücher im Schoß liegen, eine alte Bibel und ein masurisches Gesangbuch. Leise begann sie zu erzählen.

»Hab' keine Angst«, sagte sie zu mir, »hab' keine Angst, wir werden diesen Krieg überleben! Denn dieser Krieg, das habe ich gelesen, ist nicht der schlimmste aller Kriege. Irgendwann kommt ein Krieg, der wird so schrecklich sein, dass ein Mensch, der die Fußspur eines anderen findet, niederkniet, um diese Spur zu küssen. Doch du brauchst keine Angst zu haben, dieser schreckliche Krieg ist sehr weit entfernt. Hab' keine Angst, diesen Krieg hier werden wir alle überleben!«

Und während draußen die unheimlichen Geräusche der Explosionen zu hören waren, Rufe und Schreie, das Donnern von Panzermotoren, begann ich nur auf die Stimme meiner Großmutter zu hören. Ich lauschte ihren Worten, so seltsam sie auch waren. Und ganz allmählich begann meine Angst zu schwinden.

Wir werden diesen Krieg überleben, dachte ich immerzu, denn es wird ja noch ein anderer Krieg kommen, der viel schlimmer ist! Irgendwann, weit weg von hier! Ganz weit entfernt von der eisigen Nacht unserer Flucht durch das tiefverschneite masurische Land. Später habe ich dann Oma Luise gefragt, wo sie das, was sie mir in jener Fluchtnacht erzählte, gelesen hätte.

Das wäre in einer alten Schrift mit Weissagungen gestanden, die sie masurisch »Nebieski List«, frei übersetzt »Himmelsbrief«, nannte. Diese Weissagungen hätte sie irgendwann vor langer Zeit gelesen, doch wo diese Schrift geblieben sei, wüsste sie nicht. Und so wird es wohl ein Geheimnis bleiben, ob meine Großmutter diese Geschichte nur erfand, um mich zu trösten – oder ob sie sie wirklich gelesen hat. Wie es auch gewesen sein mag, eines ist sicher: Sie hat mir in jener eisigen Nacht mit ihren Worten die kindliche Angst der Flucht ein wenig zugedeckt.

Unsere Flucht dauerte drei Tage und drei Nächte. Wir bewegten uns meistens in der Dunkelheit, fuhren über Jedwabno, Passenheim und Mensguth. Irgendwo kam Tadeusz wieder zu uns. Er hatte die Sinnlosigkeit des Kühetreibens durch den Tiefschnee schnell erkannt, hatte uns gesucht und gefunden. Er blieb bei uns, bis wir am 22. Januar das Dorf Rudau, kurz vor Kobulten gelegen erreichten. Dort fanden wir ein verlassenes Haus und zogen mit einer weiteren Familie ein. Am Abend kamen schon die fremden Soldaten.

Wir saßen alle in einem einzigen Raum auf unseren Habseligkeiten, die wir in Säcke verpackt hatten. Wir waren etwa zehn Personen. Von der Zimmerdecke hing eine Petroleumlampe herab und ihr Licht machten den Raum einsichtig. Wir saßen eng nebeneinander und hatten Angst.

Dann hörten wir draußen Stimmen und Rufe in einer fremden Sprache. Die Tür wurde aufgestoßen und schon standen zwei russische Soldaten im Zimmer, die Mün-

dungen ihrer Gewehre auf uns gerichtet, schussbereit. Ich riss meine Arme in die Höhe, so wie ich gelesen hatte, dass man das tut, wenn man sich als Gefangener dem Feind ergibt. Die russischen Soldaten, noch eben sehr angespannt und ernst blickend, fingen plötzlich an zu lachen.

Da saß ein Knirps von 10 Jahren in einem mit Menschen unterschiedlichen Alters überfüllten Raum auf einem Sack und riss seine Kinderarme in die Höhe; der Anblick eines solchen Feindes muss den Soldaten schon sehr komisch vorgekommen sein.

Sie fragten uns noch, ob wir deutsche Soldaten gesehen hätten, Opa Martin antwortete »njet« – und nach einigen prüfenden Blicken verschwanden sie schon wieder im Dunkel der Nacht.

Am nächsten Tag zogen zwei russische Offiziere in das Wohnzimmer des Hauses ein. Sie blieben dort eine Woche wohnen. Einer von ihnen sprach sehr gut Deutsch, der andere verstand unsere Sprache. Diese Offiziere waren unser Schutzschild während der ersten Tage, denn so blieben wir von Plünderungen und Übergriffen der Soldaten verschont.

Manchmal holten sie mich in ihr Zimmer. Sie hatten auf dem Tisch deutsche Landkarten ausgebreitet und die Stadt Berlin schien ihnen ein sehr wichtiger Ort zu sein. Sie stellten mir auch Fragen, die nicht persönlicher, sondern allgemeiner Art waren, etwa meine Schulkenntnisse in Geographie betreffend. Sie waren immer freundlich zu mir und ich hatte auch keine Angst bei ihnen zu sein.

Als sie mich dann immer öfter zu solchen Gesprächen holten, entstand bei meiner Mutter und auch bei Großmutter Luise die Befürchtung, sie könnten mich beim Weiterziehen mitnehmen. Deshalb ging die Oma jedes Mal, wenn ich einige Zeit im Wohnzimmer war, dort hinein und sagte zu den Offizieren, ich würde dringend gebraucht, da ich mithelfen müsste, irgendeine wichtige

Arbeit zu erledigen. Dann nahm sie mich, ohne die Antwort oder gar Einwilligung der beiden fremden Offiziere abzuwarten, an die Hand und zog mich aus dem Zimmer. Sie ließen uns immer ohne Einwände zu machen gehen. Als uns die zwei Offiziere der Sowjetarmee dann nach ungefähr einer Woche verlassen hatten, war der Schutz der Bewohner des Hauses nicht mehr vorhanden.

Auf in den Westen

Der Bauer Jablonowski brachte die Mutter und uns Kinder zur nächsten Bahnstation. Unsere Habseligkeiten – welch seltsames Wort – lagen in zwei Säcken neben uns auf dem Leiterwagen. Den einen Sack füllte das Federbett, alles andere befand sich im zweiten. Ich trug ein grobkörniges, frisch gebackenes Brot in ein Tuch gewickelt auf dem Rücken.

Der Zug fuhr uns nach Westen. Ein- oder zweimal stiegen wir um, dann erreichten wir eine große Stadt. »Stettin«, sagte die Mutter. Vor dem Bahnhof versammelten sich die Menschen und ordneten sich zu einem langen Zug. Die Mutter hatte sich den Sack mit dem Federbett auf den Rücken gebunden, den anderen trugen wir gemeinsam. Eine kleine, schwächliche Frau und ein unterernährter Junge von 11 Jahren schleppten diese Last durch die Hitze des Sommertages. Herta, 5 Jahre alt, hielt sich am Rock der Mutter fest und weinte manchmal.

Es war sehr heiß an diesem sonnigen Juninachmittag. Fast alles, was wir an Kleidung besaßen, hatten wir angezogen. Lange Zeit zogen wir durch die Straßen der großen Stadt, denn das Sammellager war nicht im Zentrum.

Links und rechts neben dem Weg lagen Häusertrümmer. Rostrot leuchteten Ziegeln aus braungrauem Schutt. Und je länger wir unterwegs waren, desto schwerer wurde das große Bündel. Schließlich war es so schwer geworden, dass

wir es über den Boden schleifen mussten. Wir blieben ein paar Tage im Lager, ehe wir weiterfahren durften. Auch jetzt führen wir nach Westen. Irgendwo auf einem Bahnhof in der Mark Brandenburg hielten wir an. Große Metallkübel standen auf dem Bahnsteig, aus denen Frauen warme Milch an uns Kinder verteilten. Ohne einmal abzusetzen, trank ich die Konservendose, die mein Trinkgefäß war, leer.

Später, als wir die englische Besatzungszone erreichten, wurden wir umgeladen. Nun reisten wir nach Norden. Wir fuhren an Kornfeldern vorüber und sahen Menschen arbeiten. Wir Kinder winkten. Einige winkten zurück.

In einem Flüchtlingslager in der Nähe von Rendsburg blieben wir ein paar Wochen. Es gab dort viele Kinder. Neben den Baracken hatte man Rosenbeete gepflanzt. Einmal täglich gab es warmes Essen.

Als die Verwandten uns ins Ruhrgebiet holten, ging der Sommer zu Ende. Nun lebten wir in der westfälischen Industriestadt Hüls. Wir wohnten bei Oma Luises Schwester Maria Hensel in der Zechenkolonie. Wir wohnten auf der Römerstraße im Haus Nummer 100, in einem kleinen Zimmer unterm Dach. Hinter den Häusern waren die Gärten; doch als die Verwandten im Frühjahr ihr Gemüse säten, da hatte keiner von ihnen mit unserer Ankunft gerechnet.

Brot gab es nur auf Lebensmittelmarken. Wenn man sich um 3 Uhr morgens vor dem Bäckerladen aufstellte, hatte man eine Chance, noch ein Maisbrot zu bekommen; doch manchmal gab es auch nur noch ein halbes. Mutter und ich wechselten uns beim frühen Schlangestehen ab.

Nach zweijähriger Unterbrechung wurde die Schule für mich zu einem besonderen Erlebnis. Da von den zwei benachbarten Schulen auf der Carl-Duisberg-Straße die Josefsschule durch Bomben zerstört war, musste der Unterricht aufgeteilt werden. So ging ich in der einen Woche am Vormittag, in der anderen nachmittags in die

Pestalozzischule; Schichtdienst fast wie auf der Zeche. In den großen Pausen wurde Suppe ausgeteilt, sie war kostenlos. In großen Eisenkübeln angeliefert wurde sie von Frauen an uns Kinder ausgeteilt. Wenn etwas übrig blieb, gab es manchmal sogar »Nachschlag«. Wir fielen durch unsere Sprache auf. Nicht, dass uns jemand »Pollacken« genannt hätte. Trotzdem hatten wir es eilig, die breiten masurischen Klänge aus unserem Sprechen auszuwaschen, wir wollten nicht an unserer Sprache als Flüchtlinge erkannt werden.

Ungefähr fünf Kilometer von der Stadt entfernt, gleich hinter Kanal und Lippe, lagen die Höfe der Bauern. Wer etwas von Wert zum Tauschen hatte, konnte es dort tun. Gegen Brot, ja sogar gegen Butter und Fleisch. Wir hatten nichts zum Tauschen.

Im Oktober begann die Kartoffelernte. Die Bauern suchten Leute, die mit der Kartoffelhacke gut umgehen konnten. Mutter kannte diese Arbeit aus Masuren. Sie arbeitete schnell und ausdauernd. Ich half die Kartoffeln aufzulesen. Vom vielen Bücken schmerzte mein Rücken sehr. Aber mittags gab es dann aus einer Kanne Milch und noch fast warmes Brot, dünn bestrichen mit »guter Butter«. Es war die erste Butter seit zwei Jahren. Ich aß das Brot mit ganz kleinen Bissen und sehr langsam.

Die Kohle ist schwarz geblieben

Nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft in den USA sollte Vater aus einem Lager in Frankreich nach Hause entlassen werden. Einer seiner Mitgefangenen sagte zu ihm: »Morgen schon bin ich zuhause, schon morgen schlafe ich in meinem eigenen Bett!« Da ging Vater nach draußen. Es war eine warme Sommernacht des Jahres 1945. Ein klarer Sternenhimmel wölbte sich über dem Land. Vater sah zum Himmel und dachte: Dieser Mann

hat ein Zuhause und ich? Ich weiß nicht mehr, was mein Zuhause ist. Wo soll ich eigentlich hin? Und auf einmal hatte er das Gefühl, als würde sich der Boden unter seinen Füßen auflösen, als sei da nichts mehr, auf dem man stehen könnte. Er wusste auf einmal nicht mehr, wo er hingehörte.

Ursprünglich hatte er ja vorgehabt, nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft nach Masuren zurückzugehen. Da sagte einer seiner Mitgefangenen zu ihm: »Du willst nach Ostpreußen zurück? Die Polen werden sich freuen, wenn sie einen Deutschen mehr haben, der ihnen hilft, Warschau wieder aufzubauen! Überleg dir das mal genau!«

Vater überlegte und ließ sich dann in die damals Sowjetische Besatzungszone entlassen, nach Seelow, nicht weit von der deutsch-polnischen Grenze entfernt. Dort waren nach ihrer Flucht aus Masuren inzwischen seine Schwester Frieda Lojewski und Schwager Gustav Makowka ansässig geworden. Und da Vater hoffte, doch noch eines Tages nach Hause zu kommen, schien ihm dieser grenznahe Ort dafür sehr gut geeignet zu sein.

Er hatte dort auch schon begonnen, ein Stück Land zu bearbeiten, sich eine neue Existenz aufzubauen, als ihn 1946 die Nachricht erreichte, Mutter und wir Kinder wären im Ruhrgebiet angekommen. Und dann wurde unser Umzug nach Seelow geplant, der jedoch scheiterte, weil ich mich weigerte. Ich weigerte mich, dorthin zu ziehen, weil ich mich vor russischen Soldaten fürchtete; eine Angst, die so stark war, dass sich Vater entschloss, Seelow zu verlassen und ins Ruhrgebiet zu kommen.

Und eines Abends im Herbst 1946 stand er mit einem Seesack vor der Tür; ein stoppelbärtiger Mann, bei dessen Anblick meine Schwester »Onkel Papa, Onkel Papa?« fragte.

Nur ein paar Tage später hatte er schon eine Arbeit gefunden. Auf der Zeche Gewerkschaft Auguste Victoria in

Hüls. Es war eine Arbeitsstelle, die er erst nach 22 Jahren wieder beendete, nachdem er dort über zwei Jahrzehnte lang in Tag- und Nachtschichten Untertage malocht hatte.

Die Arbeit im Bergbau wurde damals von den Besatzungsmächten besonders gefördert. Die Bergmänner bekamen Schwerstarbeiterzulagen, die sie zum Erwerb von Lebensmitteln berechtigten, die anderen nicht zugänglich waren. Darüber hinaus wurden sie auch noch in gewissen Abständen mit so genannten »Care-Paketen« versorgt, in denen Lebensmittelkonserven aus den USA enthalten waren. Die Bergarbeiterfamilien lebten zwar nicht üppig, aber der größte Hunger wurde doch gestillt. Diese Sonderleistungen wurden allerdings nur dann gewährt, wenn der Bergarbeiter seiner Arbeit nachging; wer krank wurde, hatte eben Pech gehabt, wurde gesagt. Deshalb schleppten sich manche Kumpel trotz einer Erkrankung zur Zeche hin, um ja nicht ihre Vergünstigungen zu verlieren.

Sonderzulagen waren auch ein begehrtes Tauschkapital, zum Beispiel Zigaretten oder Schnaps. Ich kann mich noch erinnern, dass Mutter im Frühjahr 1947 im überfüllten Eisenbahnzug nach Bremerhaven gefahren ist, um dort etwas einzutauschen. Sie musste erst mit der Straßenbahn bis Essen fahren, denn dort wurde der Sonderzug eingesetzt. Sie übernachtete in Essen auf dem Bahnsteig, ehe der Zug kam. Mutter gelang es, sich in den Zug zu pressen. Er war total überfüllt. »Wer es hier nicht aushält, der sollte gefälligst aussteigen!« sagten die Männer, die keine Rücksicht auf die Frauen nahmen. Die Menschen standen auch auf Trittbrettern und hingen sogar draußen am Zug.

In Bremerhaven ging sie mit den anderen zum Hafen. Auch dort war großes Gedränge. Sie tauschte Zigaretten und eine Flasche Schnaps gegen Salzheringe und einen Liter Fischöl ein und musste dann auf die gleiche, anstrengende Weise wieder zurückfahren. Das Fischöl hatte einen so penetranten Geruch, dass ich ihn noch bis heute in

meiner Erinnerung gespeichert habe.

Doch ganz allmählich ging es aufwärts, und irgendwann bekamen wir auch eine eigene Zechenwohnung. Drei Zimmer in einem neu erbauten Haus, Tannenstraße Nummer 8, mit einem Gemüsegarten und einem Stall, in dem die Mutter Hühner halten und ein Schwein mästen konnte; ein Hauch von Masuren hinter dem Haus.

Ja, es ging aufwärts, auch im Land. Zu dieser Zeit hatten schon Millionen von Flüchtlingen neue Heimaten gefunden. Kriegsgefangene waren zurückgekehrt. Die Zeit des schlimmsten Hungers war vorüber. Aus der englischen, französischen und amerikanischen Besatzungszone war das neue demokratische Staatsgebilde Bundesrepublik geboren worden. Die Währungsreform hatte die Mangelwirtschaft plötzlich in etwas verwandelt, was ein paar Jahre später zum »Wirtschaftswunder« wurde.

Bis wir im Frieden sind (2005)

Tadeusz

Der erste Schlag hatte das Gesicht verfehlt. Als sich die Hand seinem Kopf näherte, da sprang der Junge auf. Doch schon während seines Erhebens schien ihm die Vergeblichkeit seines Versuchs bewusst zu werden. Einen Moment lang stand er halb aufgerichtet da und schien bereit zur Flucht.

Er zögerte einen winzigen Augenblick.

Die Wucht der schlagenden Hand traf ihn an der linken Schulter und riss ihn vom Stuhl. Er fiel auf die rechte Seite und blieb unbeweglich liegen, das Gesicht sehr blass, die Augen weit aufgerissen. »Setz dich wieder hin«, brüllte der Schläger. »Hinsetzen!«

Der Junge erhob sich, zögernd, den Schläger ängstlich im Blick.

»Du lahme Sau! Soll ich dir Beine machen? Hinsetzen hab' ich gesagt! Hinsetzen!«

Der Junge schob sich in geduckter Haltung seitwärts auf den Stuhl. Da traf ihn der nächste Schlag. Noch zwei wuchtige Schläge ins Gesicht, dann verschränkte der massive Mann in Uniform seine Arme vor der Brust und sagte mit ungewöhnlich ruhiger Stimme: »Du weißt doch, wofür?« Der Junge klammerte sich mit beiden Händen an die Sitzfläche des Stuhles und sah verstört zu dem großen Mann auf. Dann versuchte er, etwas zu sagen. Er suchte nach Worten. Als er schließlich zu sprechen begann, war seine Stimme ein heiseres Flüstern.

»Ich hör' nichts!« sagte der Uniformierte.

Der Junge begann zu stottern, die Stimme wurde höher, zitterte.

Der Mann in der Uniform beugte sich vor: »Kann nichts verstehen!«

Der Junge sprach hastig, undeutlich.

»Ich kann nichts verstehen«, schrie der Uniformierte, »hast du das nicht gehört?« Und plötzlich griffen seine Hände zu. Sie fassten den Jungen an den Aufschlägen seiner Jacke und rissen ihn hoch. Das Gesicht des Jungen war dunkelrot vor Anstrengung. Angstschweiß stand auf seiner Stirn. »Ich ...«, presste er schließlich zwischen zusammengepressten Lippen hervor, »ich ...«

»Natürlich du«, brüllte der Uniformierte und schüttelte ihn noch heftiger, »natürlich du! Wer denn sonst?«

Dann ließ er plötzlich los. Der Junge fiel auf seinen Stuhl zurück. Der große Mann in Uniform stellte sich breitbeinig vor ihn hin.

»Ich ... haben ...«, stammelte der Junge. »Ich ... Ja ... oh moi Boze ...« Und auf einmal drängten sich aus ihm zwei Sprachen gleichzeitig heraus. Die Wörter mischten sich, überschlugen sich, verwirrten ihren Sinn.

»Halt die Schnauze, du blödes Polenschwein«, brüllte der Uniformierte und schlug den Jungen mit der flachen Hand ins Gesicht, schlug noch einmal zu und noch mal. »Weißt schon, wofür!«

Tadeusz hockte zusammengekauert auf seinem Stuhl. Er wimmerte und hob schützend die Arme. Der Uniformierte riss sie zur Seite und schlug ihm die Faust ins Gesicht. Blut schoss aus der Nase, floss über Mund und Kinn, tropfte auf die neue Jacke.

Der Polizist fasste Tadeusz an den Unterarmen und schüttelte ihn. Dann zog er ihn dicht zu sich heran und stieß ihn plötzlich auf den Stuhl zurück. Der Stuhl stürzte um, der Junge fiel zu Boden.

»Steh auf«, sagte der Uniformierte.

Tadeusz wischte sich mit dem Handrücken das Blut aus dem Gesicht und versuchte aufzustehen. Er hatte sich gerade mühsam aufgerichtet, als ihm der Polizist die Faust so heftig gegen den Magen schlug, dass er ein paar Schritte zurückgeschleudert wurde. Er prallte gegen den Küchentisch und fiel wieder zu Boden.

»Aufhören!« Der Polizist stand einen Augenblick lang unbeweglich da. Dann drehte er sich langsam um. Vor ihm stand Mutter, eine kleine Frau, das Gesicht gerötet, die Hände zu Fäusten geballt und rief: »Aufhören!« Es dauerte Sekunden, bis der Uniformierte die Situation erfasst hatte. Doch dann kam sein Gebrüll so plötzlich, dass Tadeusz, inzwischen halb aufgerichtet, bis an die Wand zurückwich.

»Was mischen Sie sich ein«, brüllte der Polizist. »Sie! Sie haben hier überhaupt nichts zu sagen!« Für einen Augenblick sah es aus, als wollte Mutter fortlaufen, doch dann straffte sie ihre schwächliche Gestalt und blieb stehen.

Der Polizist stemmte die Hände in die Hüften und musterte die kleine masurische Bäuerin. »Sie sind sich wohl darüber klar, was Sie da machen!« Mutter antwortete nicht.

Als er so dicht vor ihr stand, konnte man sehen, dass sie ihm noch nicht einmal bis zu den Schultern reichte.

»Sie wissen doch wohl genau«, sagte der Polizist betont leise, »dass Sie hier für einen Pollacken Partei ergreifen!« Mutter schien nach Worten zu suchen.

»Es ist nicht Aufgabe einer deutschen Frau, sich für einen Fremdarbeiter«, jetzt schrie er, »einen Untermenschen einzusetzen!« Das gerötete Gesicht von Mutter wurde noch eine Spur dunkler.

»Und für die Zukunft«, sagte der Polizist und wandte sich von der Frau ab und es schien, als spräche er zur Wand, »da sollten Sie es sich gründlich überlegen, ehe Sie sich in die dienstlichen Angelegenheiten eines reichsdeutschen Polizeibeamten unseres Führers einmischen!« Er zielte mit dem Finger auf den Jungen. »Pollack, komm her!« Tadeusz, der die ganze Zeit mit dem Rücken zur Wand gestanden hatte, kam zögernd näher. Sein Gesicht, noch blutverschmiert, zeigte seine Angst.

Die Stimme des Polizisten war scharf: »Ich werd' dir schon den Unterschied zwischen deutschen Herrenmenschen und Pollacken klarmachen! Los, komm her!« Wieder griff er dem Jungen ins Haar und riss seinen Kopf mit einem Ruck nach vorn. Tadeusz schrie auf. Der Polizist stieß ihn brutal zur Wand zurück. Der Junge hielt sich den Kopf und weinte.

An diesem Sonntagnachmittag hatte Tadeusz zu einem Hof außerhalb des Dorfes gehen wollen. Das Vieh war versorgt. Es blieb ihm Zeit bis zum Abend. Er zog seine neue Jacke an und machte sich auf den Weg. Die jungen Polen, die auf den Höfen des Dorfes und der Umgebung arbeiteten, trafen sich an den Sonntagen jeweils bei einem anderen Bauern. Die Jungen und Mädchen erzählten sich dann dort, was sie in der Woche erlebt hatten, und sangen manchmal auch ihre alten polnischen Volkslieder.

Tadeusz war gerade ein paar hundert Meter die Straße in Richtung Flammberg gegangen, als ihm der Polizist auf seinem Motorrad entgegenkam.

Dieser Polizeibeamte, erst vor ein paar Monaten aus der Mark Brandenburg nach Flammberg versetzt, stiftete seit seiner Ankunft in den umliegenden Dörfern Unruhe. Und er behauptete, er werde auch in dieser Gegend schon bald die richtige deutsche Ordnung einführen.

Der Polizist bremste sein Motorrad und fragte Tadeusz etwas. Als der ihm dann zu antworten versuchte, bemerkte der Polizeibeamte erst, dass er einen Polen vor sich hatte. Warum er denn kein P an seiner Jacke trage, schrie er Tadeusz an, er wisse doch, dass es verboten sei, sich ohne dieses Zeichen in der Öffentlichkeit zu zeigen. Und dann musste Tadeusz vor dem Motorrad herrennen, bis sie bei uns angekommen waren.

Irgendwann hatten alle Polen des Dorfes zum Ortsbauernführer kommen müssen. Der gab dann jedem von ihnen ein gelbes Stoffviereck, auf dem ein großes P aufge-

druckt war, und sagte, das hätten sie von jetzt an deutlich sichtbar an ihrer Kleidung zu tragen.

Doch den Bauern, bei denen die Polen arbeiteten, war es gleichgültig, ob jemand die Anordnung, das diskriminierende P zu tragen, befolgte oder nicht. Ihnen war gute Arbeit wichtig, und die war nicht von einem Stoffviereck mit einem aufgedruckten Buchstaben abhängig.

Tadeusz stand weinend mit dem Rücken zur Wand. Tränen und Blut hatten sich vermischt und sein Gesicht entstellte.

Er versuchte, das gelbe Stoffviereck mit einer Sicherheitsnadel an seiner Jacke festzustecken. Breitbeinig stand der Polizist vor ihm und schaute zu.

»Ihr Pollacken seid sogar für die einfachsten Sachen zu dämlich«, sagte er. »Los, mach schon! Sonst helfe ich ein bisschen nach!«

Mit zitternden Händen versuchte Tadeusz, die Sicherheitsnadel durch den Stoff der Jacke zu bohren. Er stach sich in die Finger. Er versuchte es noch einmal.

Da schlug ihn der Polizist wieder ins Gesicht.

»Lassen Sie den Jungen in Ruhe!« Mutters Stimme war jetzt sehr laut. »Schämen Sie sich! Sie sollten sich was schämen!«

Und dann stellte sich die kleine Frau zwischen den Polizisten und den polnischen Jungen. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt. Es sah aus, als wollte sie den großen Mann in der Uniform angreifen. »Was bilden Sie sich eigentlich ein?« Ihre Stimme war jetzt sehr schrill, das Gesicht blass.

»Lassen Sie den Jungen in Ruhe! Er muss morgen früh wieder aufs Feld und Sie hauen ihn hier zum Krüppel! Lassen Sie ihn in Ruhe!«

Der Polizist hatte sich von seiner Verblüffung erholt. Er begann wieder zu brüllen.

Aber auch die Mutter schrie. Sie stand vor ihm und schrie mit hoher, schriller, durchdringender Stimme gegen sein Gebrüll an. Sie schrie so lange, bis er mit den Worten »Ihr werdet noch von mir hören!« aus der Küche ging.

Nachtrag: Tadeusz Kaminski, Sohn eines polnischen Fabrikarbeiters, kam 1940 als 16-jähriger Junge zu uns auf den Hof; unfreiwillig, als Fremdarbeiter, wie es damals hieß. Er kam in eine Arbeitswelt mit archaischen und ihm ungewohnten Anstrengungen und Tätigkeiten.

Fünf Jahre lang blieb Tadeusz auf unserem Bauernhof. Und obwohl die Nazis es verboten hatten, dass Deutsche mit den polnischen Arbeitern gemeinsam aßen, saß Tadeusz mit uns immer am Tisch; eine dieser Selbstverständlichkeiten, die zum einfachen Leben auf dem Lande gehörten, selbstverständlich auch für uns Kinder. Damals, als der Polizist Tadeusz misshandelte, hockte ich in einer Ecke zwischen Ofen und Küchenschränk und hatte furchtbare Angst; denn eine solche Brutalität hatte ich noch niemals zuvor erlebt!

Damals hatte ich überhaupt nicht begriffen, wie gefährlich es für Mutter war, sich mit einem Vertreter jener Nazi-Macht anzulegen, der schon geringere Ereignisse genügten, um hart zu bestrafen.

Wahrscheinlich war ihr das in diesen Augenblicken auch nicht bewusst gewesen, sie hatte nur sehr spontan gehandelt. Zu unserem Glück hatte der Polizist nicht weiter reagiert. Es war ihm dann doch wohl zu peinlich gewesen, öffentlich einzugestehen, dass er vor einer kleinen masurischen Frau geflohen war.

Tadeusz hat uns auch auf unserer eisigen Fluchtfahrt durch den Tiefschnee des Januars 1945 begleitet. Als er sich nach dem Einmarsch der russischen Soldaten dann von uns verabschiedete, um in Polen nach seiner eigenen Familie zu suchen, weinten wir alle.

Nachdem meine Eltern im Westen Deutschlands sesshaft geworden waren, ließen sie Tadeusz über das Internationale Rote Kreuz suchen.

Es dauerte 30 Jahre, bis sie ihn fanden. Er war Bauer geworden und lebte im polnischen Oderbruch. Dort besuchten ihn meine Eltern. Dann kamen Tadeusz und seine Frau Wanda

zu Besuch nach Deutschland. Sie besuchten sich gegenseitig bis zum Tode von Tadeusz.

Danach schrieben sich meine Mutter und Wanda bis zum Anfang dieses Jahrhunderts noch Briefe. Meine Mutter schrieb in deutscher Sprache und Wanda antwortete ihr polnisch.

Flammen im Oktober

Sie musste durch Stoppenberg, es war der einzige Weg, der jetzt von Katernberg nach Süden führte. Tiefe Bombenkrater hatten die Straße aufgerissen. Links und rechts die Ruinen der Wohnhäuser, manche zusammengefallen, in riesige Schutthaufen verwandelt, die mit ihren Trümmerresten die Straßenbreite bedeckten. Andere standen nur noch als Fassadenteile und Mauerreste in bizarren Formen da, jeden Augenblick zum Zusammenbruch bereit.

Die Schienen der Straßenbahnen, verdreht und aus dem Boden herausgerissen, ragten wie riesige, abstrakte Gebilde aus verbogenem Metall dem kalten Oktoberhimmel entgegen; unwirkliche Muster in der Steinwüste der Ruinen.

Trampelpfade wanden sich um die Bombentrichter und Trümmer, um die zerfetzten, zum Himmel ragenden Straßenbahngleise; als hätten unbekannte Tiere hier ihre Fluchtwege eingezeichnet, um möglichst schnell geheime Verstecke zu erreichen.

Sie war im Morgengrauen des 23. Oktober 1944 losgegangen. Hoch im Norden von Essen. Sie musste nach Süden, nach Rüttenscheid, musste den zertrümmerten Mittelpunkt der Innenstadt queren, um das Ziel ihres Tages zu erreichen.

Der erste Angriff traf sie schon in Stoppenberg. Als sie das Heulen der Sirenen hörte, lief sie ohne zu zögern los;

bedingter Reflex des Überlebens. Sie folgte dem Hinweis zum nächsten Luftschutzkeller und drängte sich durch den schmalen Eingang.

Etwa ein Dutzend Menschen, Frauen und Kinder, zwei alte Männer, füllten die Enge. Sie zwängte sich in eine Ecke und verbarg ihr Gesicht in den Händen, als sie die ersten Erschütterungen spürte. Sie waren noch ziemlich weit entfernt, doch schon deutlich zu spüren.

»Die sind jetzt bei Krupp«, sagte ein alter Mann, »in der Waffenschmiede des deutschen Reiches!« Es klang sarkastisch.

Die anderen schwiegen. Dann kamen die Einschläge näher. Die Kellerwände bebten, Steinstaub rieselte von der niedrigen Decke, die durch Stützen verstärkt war; durch Holzstempel, die im Halbdunkel des Kellers den Eindruck erweckten, in einem Kohlenflöz tief Untertage zu sein. Doch die sich nähernden Explosionen rissen diese Vorstellung immer wieder auf, brachten die Angst und die Wirklichkeit wieder zurück.

Ein gewaltiger Schlag ließ das Mauerwerk zittern. Staub verdunkelte den niedrigen Raum. Kinder schrien. Eine Frauenstimme versuchte ein Kinderlied zu summen. Eine Männerstimme murmelte etwas, das wie ein Gebet klang. Eine Frau weinte leise. Kinder wimmerten.

»Ausbau hat gehalten«, sagte schließlich der alte Mann von vornhin, es klang betont forsch. »Geht eben nix übern anständigen Deutschen Türstock!« Niemand antwortete. Der Staub hatte sich gelegt. Grau die Gesichter im Halbdunkel. Leiber aneinander gepresst. Ein Kind schluchzte. Als die Sirene Entwarnung signalisierte, blieben die Menschen noch eine Zeitlang hocken. Erst ganz allmählich löste sich ihre Unbeweglichkeit. Es schien, als wollten sie möglichst lange den Anblick hinauszögern, den ihnen draußen die verwüstete Wirklichkeit bieten würde; eine Wirklichkeit, die den alten Verwundungen neue Wunden zugefügt hatte.

An diesem 23. Oktober musste sie noch mehrfach in Luftschutzkeller und Bunker flüchten. Immer wieder schlugen die Bomben sie in die Flucht. Sprengbomben, Brandbomben. Und ab und zu die gewaltige Detonation einer riesigen Luftmine.

Immer wieder krochen die Menschen aus ihren Verstecken hervor, um sie nach kurzer Zeit wieder aufzusuchen. Und immer wieder musste auch sie diesen Schutz suchen, kaum dass sie ein weiteres Stück ihres beschwerlichen Weges nach Süden gegangen war.

Sie wollte zum Krankenhaus in Rüttenscheid, das zu einem Lazarett umgebaut worden war. Hier lag ihr Mann, mit einem Bombensplitter im Bein. Und nach jedem Angriff hoffte sie weiter, ihn lebend wiederzusehen.

Als sie endlich in Rüttenscheid angekommen war, sagte ihr der behandelnde Arzt: »Sie nehmen am besten Ihren Mann mit nach Hause.« Er reichte ihr zwei Krücken. »Wir brauchen hier jetzt jedes Bett und er kann doch schon wieder gehen.«

Es begann schon zu dämmern, als sie das Lazarett verließen. Sehr langsam machten sie sich auf den Weg nach Norden. Der Mann musste sich erst mühsam an den Gebrauch der Krücken gewöhnen. Sie versuchte ihm zu helfen, so gut es ging, aber das Gehen auf Krücken konnte sie ihm nicht abnehmen.

Auch die Dunkelheit bot keinen Schutz. Grelle Lichter am Himmel machten den feindlichen Bombern die Straßen zum Ziel. Von unten schob die Flugabwehr die Lichtfinger ihrer Scheinwerfer in den nächtlichen Himmel und die Explosionen aus den Rohren ihrer Geschütze schleuderten Bündelblitze über die geschundene Stadt.

Sie vermieden den Weg durch die Innenstadt, umgingen den Hauptbahnhof ostwärts und erreichten schließlich Frillendorf. In einem Keller dort musste er sich eine halbe Stunde ausruhen. Dann schleppten sie sich weiter. Dazwi-

schen immer wieder neue Angriffe. Er ging sehr mühsam und musste immer wieder Pausen machen.

Es war an der Grenze zu Stoppenberg. Es blieb ihnen keine Zeit mehr, den nächsten Luftschutzkeller zu erreichen, bevor die Bombe explodierte. Rauch und Flammen schossen zum Himmel. Der Luftdruck zertrümmerte eine dicke Ziegelmauer wie einen Pappkarton. Ein Haus stürzte in sich zusammen, vier Stockwerke tief. In Augenblicken war die Straße in eine riesige Schutthalde verwandelt. Funken fielen auf sie herab wie Hagelkörner aus Feuer. Sie zogen ihre Köpfe ein, als könnten sie sich mit dieser hilflosen Geste vor der fallenden Glut schützen. Gerade noch konnten sie sich in eine Höhlung schleppen, neben der Straße, aus großen Ziegeltrümmern und Balken entstanden.

Ein Sturmwind drehte sich durch die Ruinenschlucht, entfachte die glimmenden Balken zu neuen Flammen. In Windeseile loderten sie empor und verteilten sich auf alles andere Holz. Schon fraß sich eine Flammenwalze die Straße entlang.

Dicht aneinandergedrückt, den Rücken der Hitze zugewandt, so hockten sie hinter einem großen Trümmerstück und hielten die Hände schützend über ihr Haupthaar gefaltet.

Die Flammenwand raste vorüber. Sie spürten es am Verwehen der Hitze und den sich entfernenden Feuergeräuschen. Als sie es endlich wagten, aus ihrer Höhle zu sehen, wurde die Dunkelheit nur noch von Brandnestern erleuchtet, die großen Irrlichtern gleich an manchen Stellen flackerten.

Sie hatten ihre Zuflucht gerade verlassen, als ganz in der Nähe mit mächtigem Donnern eine Wand zusammenbrach. Steine fielen auf die zerborstene Straße, rollten vor ihre Füße und schütteten sich auf den Weg. Und fast zur gleichen Zeit hörten sie hinter sich mit gewaltigem Poltern ihr kleines Trümmerversteck zusammenbrechen.

Sie sprang vor und riss ihren Mann im Sprung mit sich fort. Auch er machte einen kläglichen Versuch zu springen. Mit dem gesunden Bein. Er fiel nach vorne. Im Fallen versuchte er sich noch auf die Seite seines gesunden Beines zu drehen. Er prallte auf ihren weichen Körper, der lang gestreckt auf den Trümmern der Straße lag.

Und für ein paar Augenblicke blieben sie liegen, erschöpft und schlaff, so als wollten sie für immer hier bleiben.

Schließlich drehte sie sich auf ihre rechte Seite. Sie stützte sich mit den Händen auf den Asphalt und richtete sich langsam auf. Sie kniete. Dann versuchte sie ihm aufzuhelfen. Es war sehr mühsam, bis sie endlich standen.

Seine linke Krücke war nicht mehr da. Im Flackern der Feuernester suchten sie. Sie fanden sie einige Schritte in der Richtung, aus der sie gesprungen waren.

»Kannst du noch?«, fragte sie leise. Sie spürte Schmerzen an ihren Händen und Knien.

»Es wird schon gehen«, antwortete er nach einer Pause, »es geht schon.«

Dann humpelte er wieder neben ihr zwischen den Feuern entlang, die links und rechts in den Trümmern ihren mühsamen Weg beleuchteten. Sie schleppten sich weiter, zwischen den zerborstenen Fassaden, hoffend, sich immer noch nordwärts zu bewegen. Ascheschwaden wehten vor ihren Augen und machten sie tränenblind. Aus den Schuttbergen ragten qualmende Holzbalken hervor. Der Rauch erstickte sie beide fast. Immer wieder musste er stehen bleiben, aus gequälten Lungen röchelnd. Doch so schnell er eben konnte, humpelte der Mann, gestützt von den Armen seiner Frau, die von Steintrümmern übersäten Straßen entlang. Nur unterbrochen von der Flucht in Bunker und Keller.

Das Gehen wurde für ihm immer mühsamer. Vom ungewohnten Abstützen auf die Krücken waren inzwischen seine Hände zu zwei großen Wunden geworden. Die Haut der Innenflächen, in blutige Fetzen verwandelt, bot

keinen Schutz mehr für das gequälte Fleisch. Die Frau riss aus ihrem Unterhemd Fetzen heraus und wickelte sie um seine Hände. Sie weinten beide.

Dann konnte er nicht mehr. Mühsam schleppte sie ihn in einen Hauseingang. Dort hockte er sich hin und wollte nicht mehr weiter.

Irgendwann kam ein Mann vorbei. Er leuchtete kurz in den Eingang. Als er ihr Elend erkannte, warf er ein Päckchen Zigaretten und Streichhölzer hinein. »Das brauchst du jetzt dringender als ich«, sagte er zu dem Mann und verschwand in der Nacht.

Der Mann rauchte. Sie musste ihn stützen, als sie weitergingen. So schleppten sie sich weiter. Es dauerte noch bis zum Morgengrauen, ehe sie Katernberg erreichten.

»Wenn es uns unterwegs erwischt hätte, keiner hätte es erfahren«, sagte sie später, »dann wären wir nur zwei Tote mehr gewesen, die unter den vielen Toten irgendwo unter den Trümmern der Stadt geblieben sind.«

Nachtrag: Erstmals in der Geschichte wurde im Zweiten Weltkrieg die Bombardierung der Zivilbevölkerung ganz bewusst als Waffe eingesetzt, um Frauen und Kinder zu töten und Wohnstätten zu vernichten. Dieser Bombenkrieg wurde von beiden Seiten geführt, wobei im weiteren Verlauf des Krieges die Überlegenheit der Alliierten immer größer wurde.

Die Firma Krupp in Essen nannte sich schon seit dem Ersten Weltkrieg die »Waffenschmiede des Deutschen Reiches«. Und bei den Nationalsozialisten gehörte der Spruch: »Zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl ...« zum allgemein bekannten Vokabular.

Schon seit 1940 warfen die Flugzeuge der Royal Air Force ihre Bomben auf die Stadt Essen. Anfangs waren noch die Kruppwerke das bevorzugte Ziel. Doch je länger der Krieg dauerte, desto mehr wurde auch die Zivilbevölkerung in Mitleidenschaft gezogen. Frauen und Kinder, alte Menschen wurden getötet oder verletzt, sehr viele Wohnungen zerstört.

Allein in der Nacht zum 6. März 1943 sind innerhalb von 45 Minuten 137 000 Brandbomben und 1100 Sprengbomben auf diese Stadt abgeworfen worden. 482 Menschen mussten bei diesem Angriff sterben.

Bis zum Ende des Krieges sind über 5 000 000 Brandbomben und 250 000 der großen Sprengbomben auf das Ruhrgebiet gefallen. Die Zerstörungskraft ihrer Explosionen zertrümmerte Fabriken und Häuser, tötete oder verstümmelte viele Menschen. Bei Kriegsende war fast die Hälfte aller Wohnungen im Ruhrgebiet zerstört. Über 35 000 Einwohner waren durch Bomben getötet worden, sowie eine unbekannte Anzahl von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern, denen es verboten war, Schutzräume aufzusuchen.

Bauherrenmodell

Sie waren zu einer Krisensitzung zusammengekommen.

»Die Lage war noch nie so ernst«, sagte ein Aktionär.

»Die Lage ist total uncool«, bekräftigte eine junge Aktionärin, »lokal und auch global!«

»Wir brauchen ein Zukunftsmodell«, bemerkte ein anderer, »sonst stoßen wir noch tatsächlich an die berühmten Grenzen des Wachstums!«

»Wir müssen expandieren, um unsere Gewinne zu maximieren!«, stellte einer sachlich fest.

»Wir brauchen wieder Visionen«, sagte ein Alt-Aktionär bedächtig, »Visionen brauchen wir!«

»Wir brauchen Gewinne!«, wiederholte der, der es schon einmal gesagt hatte.

»Wir müssen die Zukunft in unsere Hände nehmen«, sagte eine Aktionärin, von der man diesen Satz gar nicht erwartet hatte.

»Wir könnten«, sagte da der Vorsitzende des Aufsichtsrates und sah prüfend in die Runde, »zum Beispiel eine neue Umwelt bauen.«

»Das wird aber teuer!«, riefen einige der Anwesenden spontan.

»Auswandern würde teurer werden«, behaupteten andere.

»Auswandern, wohin denn?«, fragten welche.

»Na, zum Beispiel zum Mars. Terraforming und so weiter.«

»Wir könnten auch den Mond besiedeln.«

»Oder nach Alpha Centauri fliegen.«

»Dann lieber eine Umwelt bauen«, sagten die, die als Erste gesprochen hatten, »das wird zwar auch teuer, aber immer noch billiger als derartige Flüge, von denen man vorher nicht sagen kann, ob man hinterher überhaupt ankommt.«

»Wir sollten keine Zeit verlieren«, stellte der Vorstandsvorsitzende abschließend fest. Dann beschlossen sie einstimmig, dass sie bauen wollten. Und alle Leute, die ausreichend viel Geld besaßen, konnten zu Bauherren werden.

Zuerst wurden riesige Stelzen in die Landschaft gesetzt, gigantische Pfeiler und Säulen aus bestem, rostfreiem Stahlbeton. Quadratkilometerdick. Das machte viel Arbeit und die Arbeitslosigkeit nahm deutlich ab.

Dann wurde die Decke betoniert. Auch dafür wurde besser, rostfreier Stahl benutzt. Das machte noch mehr Arbeit, denn die Decke war sehr dick und auch die Wege wurden immer länger.

Das schaffte wieder viele neue Arbeitsplätze.

Als die Decke dann fertig war, man hatte natürlich entsprechende Löcher für die Meere offen gelassen und auch die Gipfel der Berge waren wunderschön in den Stahlbeton integriert, da freuten sich die Bauherren über den sichtbaren Fortschritt.

»Was haben wir uns doch für eine schöne Umwelt gebaut«, riefen sie, »so sauber und architektonisch gelungen. Nicht zu vergleichen mit jenem uralten Schmutz, der uns bisher umgab!«

Als schließlich auch die allerletzten Feinarbeiten ausgeführt, die Bauarbeiter wieder freigesetzt waren, da feierten alle Bauherren gemeinsam ein riesiges, wunderschönes Fest. Es dauerte sehr, sehr lange.

Als es dann endlich zu Ende war, warfen sie die Abfälle hinunter.

»Aber wenn sich die da unten über uns beschweren werden?«, fragten einige Bauherren etwas unsicher.

»Mit sowas musste schließlich immer gerechnet werden«, sagte ein Super-Bauherr und lachte, »wer unten blieb, ist selber schuld. Denn jeder, der bauen wollte, konnte sich doch beteiligen. Unsere Firma ist für jedes Kapital offen!«
»Auch ich«, bemerkte nun der Vorstandsvorsitzende und so etwas wie Stolz ließ seine Stimme vibrieren, »auch ich habe einmal ganz unten angefangen!«

Er deutete lächelnd über die architektonisch hervorragend gestaltete neue Umwelt, die gleich einer glänzenden Schale die alte Welt bedeckte: »Schauen Sie doch nur genau hin, meine sehr verehrten Damen und Herren, was wir da erschaffen haben! Jetzt macht es doch endlich wieder Spaß, mit dieser Umwelt zu leben!«

Nachtrag: Der Frieden ist nicht auf uns Menschen beschränkt; denn wir sind nicht die einzigen Wesen dieser Erde, die uns mit ihrer Athmosphäre am Leben hält. Als höchstentwickelte Lebewesen dieses Planeten haben wir die Pflicht, auch den anderen Wesenheiten so viel Beachtung zu schenken, wie ihnen als Teil des gigantischen Regelkreises, der sich in der Schöpfung offenbart, zusteht. Es ist ein Regelkreis, der das menschliche Leben einschließt und auch seinen Fortbestand bestimmt; denn wir haben nicht einen Körper, sondern wir sind Körper, in einer Welt, die sehr wohl Haben und Sein deutlich unterscheidet.

Wollen wir nicht jenen irreparablen Schaden erleiden, der trotz allen technischen Fortschritts die Gattung Mensch existenziell gefährden könnte, dann müssen wir diese Gefähr-

dungen erkennen lernen, um sie zu vermeiden. Auch das gehört zum Frieden.

Begegnungen

1963: Schalom

Die kleine Frau, die uns in Tel Aviv auf der Straße ansprach, machte einen sehr schüchternen Eindruck. Man merkte es ihr an, wie schwer es ihr gefallen war, uns Fremde auf der Straße anzusprechen. Ob wir aus Deutschland kämen, fragte sie. Sie fragte es in deutscher Sprache. Als wir bejahten, wurde das anfangs stockende Gespräch allmählich fließend. Sie wollte sehr viel über Deutschland erfahren, über das jetzige Deutschland. Wie denken die Menschen dort über die Israelis? Sagen sie noch immer, die jüdischen Menschen wollen nicht arbeiten, sie seien faul? Sie wollte sehr viel von uns wissen. Dann fragte sie, ob wir heute Abend schon etwas vorhaben würden. Leider hatten wir schon ein fest geplantes Programm. Schalom!

Wir waren als Studenten der Deutschen Sporthochschule Köln nach Israel gekommen. Ins Wingate-Institut nach Natanja. Es war der erste Besuch von Studenten einer deutschen Universität nach Gründung des Staates Israel und entsprechend vorsichtig waren unsere Begegnungen. Der Zweite Weltkrieg war ja erst seit 18 Jahren beendet und die tiefen Verwundungen vieler Menschen in diesem jungen Staat noch deutlich spürbar. Doch wir hatten das große Glück unseres Jungseins und unserer Unbefangtheit, die uns so vieles erleichterte. Und unsere israelischen Gastgeber ließen uns keine Vorbehalte spüren. Es war eine Begegnung »auf gleicher Augenhöhe«, wie man so zu sagen pflegt, und sie legte den Grundstein für eine Partnerschaft und viele weitere Begegnungen zwischen den beiden Sport-Instituten, die auch im 21. Jahrhundert noch anhält.

Ich hatte die Menschen im Kibbutz Moledeth nie zuvor gesehen, aber schon nach wenigen Minuten war es mir, als würden wir uns viele Jahre kennen. Am Abend saß ich dann jenem Mann gegenüber, der vor 25 Jahren geschworen hatte, nie mehr in seinem Leben die deutsche Sprache zu sprechen. Er brach vor drei Jahren diesen Schwur, als ihn ein Schulfreund aus Deutschland aufsuchte.

Menachem war sehr belesen und wusste erschreckend viel über Deutschland. Sachlich und ohne Ressentiment sprach er von der damaligen Zeit, zählte mit verblüffender Objektivität die Methoden auf, mit denen in der Nazizeit die Öffentlichkeit beeinflusst wurde. Der Abschied schloss dann die Hoffnung auf ein Wiedersehen ein. Vielleicht in Israel, vielleicht in Deutschland. Schalom.

Bei unserer Ankunft in Jerusalem wehte ein scharfer, kalter Wind. Vor uns erhob sich das größte symbolische Massengrab der menschlichen Geschichte. Yad Vashem.

In einer halbdunklen und leicht unterkühlten Halle hielt ein Mann einen Einführungsvortrag. Er hieß Dr. Tenne. Er sprach Worte, die die Grenze des Erträglichen streiften; hart und ohne Konzessionen, es blieb uns nichts erspart. Er benutzte die englische Sprache und sie bereitete ihm offensichtliche Mühe. Er sagte, Deutsch könne er nicht mehr sprechen, seitdem er in dieser Sprache zweimal zum Tode verurteilt wurde. Er deutete auf einen von uns: »Read, please!«

Und dann klang es sehr makaber, wenn der Text unter einer bössartigen Karikatur auf einer Nazi-Hetzschrift im Originalwortlaut vorgelesen wurde: »Hier habe ich auch ganz was Süßes, mein Kleines, du musst aber auch mit mir gehen!«

In diesen Augenblicken hörte ich deutsche Laute zum ersten Mal wie eine fremde Sprache, die mich erschreckte. Die Führung durch die Gedenkstätte ließ uns die Dokumente des Grauens erleben. Bilder, Schriften, Zahlen; diese Zahlen bedeuteten vernichtete Menschenleben.

Wir fröstelten. Die Beklemmung dauerte auch nach Ende der Führung an, obwohl wir uns Mühe gaben, sie nicht zu zeigen. Erst langsam kehrten die Gespräche zurück. Bei manchem wurde der Versuch, das tiefe Berührtsein hinter belanglosen Worten zu verbergen, ganz offensichtlich.

1966: Fahrspuren

Ich habe in diesem Sommer viel erfahren. Mit dem Fahrrad. Ich habe mich 5588 Kilometer weit durch sieben Länder Europas getreten und kam bis zu Barcelonas Hafen, dorthin, wo vor Jahrhunderten Christopher Columbus seine beschwerliche Fahrt begann; um Indien zu suchen und die Küsten Amerikas zu finden.

Auf meinen Wegen habe ich viele Menschen getroffen, fast alle waren sie freundlich zu dem einsamen Radfahrer, der ich damals war; Franzosen, Holländer, Belgier, Spanier, Italiener, Luxemburger, Schweden, Engländer und Deutsche. Ich war willkommen, wo ich auch mein Zelt aufschlug.

So manchen Berg hatte mich meine Beinmaschine hinaufgetrieben; in den Abfahrten kühlte der Fahrtwind den Schweiß. Ich fuhr durch die Mittagsglut, das Kopfsteinpflaster der großen Stadt Marseille entlang, stieg über eine Serpentinstraße in Richtung Toulon; eine lange, lange Steigung, schattenlos. Das heiße Band der Straße wand sich in Schlangenlinien unter der hellgelben Mittagssonne, die den Asphalt weich und klebrig machte. Ich stand in den Pedalen, fuhr im Wiegetritt: links-rechts, links-rechts; Treppensteigen auf Rädern. Sehr mühsam kam mir die Steigung entgegen. Dann, auf der letzten Höhe vor La Ciotat, in erschöpftem Atmen, sah ich endlich das Mittelmeer. Es lag im Glanz der untergehenden Sonne vor meinen Blicken und ein warmer Wind wehte mir seinen Salzgeruch entgegen, der mir unvergesslich in der Erinnerung blieb.

1968: Sayonara

Diese Reise sollte ein Anfang werden; denn wir, eine Delegation der Deutschen Sportjugend, würden die Ersten sein, die als Gäste in Japan weitere Begegnungen vorbereiten sollten, die in der Zukunft japanische und deutsche junge Sportler zusammenführten. Entsprechend hoch waren die Erwartungen an diese erste Delegation nach Ende des Krieges. Wir kamen in ein uns fremdes Land mit einer Kultur, deren Gegebenheiten wir erst kennen lernen mussten; obwohl der Sport schon durch seine Regeln viele Gemeinsamkeiten hat.

Wir blieben sechs Wochen in Japan, als Lehrende und auch als Lernende; machten japanische Sportler mit Schwerpunkten unserer Arbeit bekannt, erfuhren von ihnen ihre Ansicht vom Sport, die für unsere Verhältnisse von einer stärkeren Disziplin geprägt war, besonders in Sportarten, die »typisch japanisch« waren, etwa Karate oder Kendo.

Ich sprach damals mit Kenkichi Oshima, jetzt ein führender Sportfunktionär, der in seiner Sportdisziplin Dreisprung bei den Olympischen Spielen 1932 in Los Angeles die Bronzemedaille gewonnen hatte, und 1936 in Berlin dann Gewinner der Goldmedaille geworden war. Wir unterhielten uns sehr eingehend in deutscher Sprache, doch sobald das Gespräch sich den Olympischen Spielen von 1936 näherte, wurde er merkwürdig einsilbig, ja schweigsam. Diese Olympischen Spiele, eine weltweite Propagandaveranstaltung der Nationalsozialisten, schienen ein wunder Punkt zu sein, dessen Berührung auch noch nach mehr als drei Jahrzehnten ein Tabu war. Ob dieses Verhalten mit dem Gefühl zusammenhing, dass die ehemaligen Verbündeten Japan und Deutschland Verlierer des Zweiten Weltkrieges waren, bleibt Spekulation.

Unsere Reise ins »Land der aufgehenden Sonne« war der Beginn eines Austausch-Programms zwischen der Deut-

schen Sportjugend mit ihrer japanischen Partnerorganisation, die seit über drei Jahrzehnten noch immer besteht.

1970: Soulac sur-Mer

Wir waren mit einem uralten BMW 700 bis an die französische Atlantikküste gekommen, als bei Soulac sur-Mer unser Fahrzeug sich in eine Standmaschine verwandelte. Zwar hatten wir noch bis zu einem Campingplatz fahren können, doch dann verwandelte sich das Automobil endgültig in eine Immobilie. Und sein Beharrungsvermögen war so enorm, als bestünde es auf seinen endgültigen Ruhestand. Nichts ging mehr.

Doch ein Zelnachbar half uns weiter. Er schleppte unseren BMW vom Campingplatz in eine Autowerkstatt, deren Inhaber Deutsch verstand und es auch mit uns sprach, was in der damaligen Zeit aus manchen Gründen nicht so selbstverständlich war. Aber, was in dieser Situation noch wichtiger war, er kannte sich mit dieser deutschen Automarke bestens aus; ebenfalls eine Ausnahme im selbstbewussten Frankreich von damals.

Monsieur war, das erzählte er uns sofort, als Kriegsgefangener in Deutschland gewesen, in München. Der Automechaniker hatte bei BMW gearbeitet und sagte mit einem gewissen Stolz, das sei ein »bon l'Auto«. Davon waren wir allerdings eigentlich nicht so recht überzeugt. Dann versprach er uns, die Reparatur in wenigen Tagen zu erledigen. Und er hielt Wort.

Er hätte es natürlich schneller reparieren können, sagte er uns später, aber er musste erst eine Kupplung und diverse Motorteile aus Bordeaux heranschaffen und das hatte etwas gedauert. Dann berechnete er uns nur den Materialwert und wünschte: »Bon voyage!«

1972: Olympische Spielstraße

Es sollten »heitere Spiele« werden, diese ersten Olympischen Spiele in Deutschland nach Ende des Zweiten

Weltkrieges. Man hatte sich alle Mühe gegeben, diesen Anspruch in die Tat umzusetzen. Denn noch waren die Schatten nicht gänzlich verschwunden, die das Hitlerregime auch auf dem deutschen Sport hinterlassen hatte. Auch deshalb sollten sich diese Olympischen Spiele von jenen pompösen Weltspielen deutlich unterscheiden, die 1936 von den Nationalsozialisten veranstaltet wurden. Ein besonderer Teil dieser »alternativen« Spiele war der Versuch, Sport und Kunst in einem Begegnungsfeld miteinander zu verbinden. Nach der Idee Willi Daumes, des maßgeblichen Ideengebers für diese ersten Olympischen Spiele auf deutschem Boden nach Ende des Zweiten Weltkrieges, realisierte der Architekt Werner Ruhnu einen bisher einzigartigen kulturellen »Großversuch«: »Das Projekt Spielstraße ist als kontrastierender und ergänzender Beitrag zu den Olympischen Sport-Spielen gedacht. Insbesondere wird mit den Mitteln des Theaters, der bildenden Kunst, der Musik, der Multivision, des Spiels und der Architektur dieses repräsentative Ereignis dargestellt und kommentiert.« Mit meinem Multimedia-Projekt »Progressives Kunst-Training« war ich aktiver Teilnehmer dieser Olympischen Spielstraße. In einer täglich einstündigen Vorstellung agierte ich in einer literarisch-darstellenden Präsentation, in die ich auch bildnerische Elemente sowie sportliche Trainingseinheiten integrierte. Ein besonderer Bestandteil meiner Aktion war die Kommunikation mit dem Publikum, die im Wechselgespräch nach Ende der Vorstellung manchmal noch bis zu einer Stunde andauerte. Diese Gespräche waren sowohl Reaktionen auf meine Präsentation, als auch weiterführende Gespräche, die manchmal eine schon fast universelle Themenvielfalt enthielten. Da ich auf einem Podest von nur 2,5 mal 2,5 Metern agierte, war mir das Publikum so hautnah, wie es wahrscheinlich auf keiner Bühne der Welt möglich ist. Diese Nähe war eine besondere Erfahrung,

die sich in meinem späteren künstlerischen Schaffen durchaus positiv auswirkte.

Hier auf dem Münchener Olympiagelände konnte das Publikum Künstlerinnen und Künstlern aus aller Welt ohne die berüchtigte »Schwellenangst« begegnen und im lebendigen Wechselspiel 10 Tage lang die unterschiedlichsten Kunstereignisse erleben. Im Gegensatz zu den olympischen Wettkämpfen war das Publikum auf der Spielstraße nicht an feste Plätze gebunden, es konnte sich frei bewegen und aus einem reichen Kunstangebot sein eigenes Programm entwickeln. Und dieses Angebot wurde von Hunderttausenden angenommen. Das bestätigte die Richtigkeit der Idee dieser 1. Olympischen Spielstraße der Welt.

Doch dann, am 5. September 1972, verwandelten sich die heiteren Spiele in blutigen Ernst. Terroristen hatten im Olympischen Dorf israelische Sportler getötet. Im Schock dieses Ereignisses wurde das Kulturexperiment Spielstraße der Olympischen Spiele in München abgebrochen. Zwar rief Avery Brundage, der Präsident des Internationalen Olympischen Comitees: »The games must go on!« Das aber galt nur für die Wettkämpfe in den Stadien und Sporthallen.

1976: Groß Piwnitz

Erst dreißig Jahre nach dem Verlassen unserer Heimat fuhren wir wieder zurück. [...] Das Land lag im Sommerlicht. Wir bewegten uns durch eine Landschaft, deren Gestalt die Eiszeit formte; die sanften Hügel der Endmoränen, ab und an unterbrochen von einem der kleinen und großen Seen, jenen Abschiedstränen der Eiszeit, damals, als sie sich unwirklich langsam nach Norden bewegte. Die masurische Seenplatte wird von über 3000 Seen gebildet. Eingefasst vom dunklen Grün der Wälder, dem satten Hellgrün der Wiesen und vom Gelb reifer Felder schimmerten die Wasserspiegel im Sonnenlicht. Wir hielten an.

Weißer und blauer Wasserlilienfelder, gelbe, rote und weiße Seerosen; und im klaren Wasser das Spiel der Fische. Unser Dorf hieß jetzt Piwnice Wielkie. Vor unserer Flucht Groß Albrechtort genannt, hatte es bis 1937 Groß Piwnitz geheißen, noch früher Piewnitz. Und meine Eltern sagten immer noch »Duse Pschiwnize«. Das Dorf sah aus wie vor 30 Jahren. Nur die Kastanienbäume, die unseren ehemaligen Hof säumten, waren drei Jahrzehnte höher geworden. Und über die kargen Trümmer des verbrannten Hauses war inzwischen hohes Gras gewachsen. Am Ende des Dorfes zog ich die Schuhe aus, die Strümpfe. Es war fast ein Zwang. Mit bloßen Füßen stand ich im warmen Sand. Vor mir mäanderte ein alter Pfad, schlängelte sich irgendwo ins Dickicht hinein. Und plötzlich zogen mich meine nackten Füße diesen Pfad entlang. Ich ging wie im Traum zwischen Wacholderbüschen und alten Bäumen entlang und wusste nicht, wohin. Dann stand ich auf einer Lichtung. Ich sah in die Runde und erkannte den Ort: Hier hatte ich als Kind oft gestanden, als Hirte unserer Kühe. Auf dieser Sommerweide mitten im Wald hatte ich im Schatten der Bäume gesessen und in einem Buch gelesen, in dessen altem und neuem Testament Geschichten standen, die ich zwar nicht alle verstand, die aber in meiner Fantasie immer weiter wuchsen, bis in die tiefsten Träume.

1979: Aljoscha

Er würde nur noch Komödien schreiben, unverfängliche und lustige Dialoge, sagte Aljoscha, der uns als ständiger Begleiter in Moldawien, das damals noch zur Sowjetunion gehörte, betreute. Wir waren mit unserer Dolmetscherin Mora von Moskau aus nach Kischinjaw geflogen, um Kolleginnen und Kollegen aus dem dortigen Schriftstellerverband, Land und Leute, sowie natürlich die großen Errungenschaften des Sozialismus kennen zu lernen, wie es damals hieß.

Wir waren zu dritt in die Sowjetunion gereist: Josef Ippers, Helmut Höfling und ich; Teilnehmer eines Austauschprogramms des Verbandes deutscher Schriftsteller in Nordrhein-Westfalen mit dem Schriftstellerverband der Sowjetunion.

Aljoscha erzählte, er sei im Zweiten Weltkrieg, den er den »Großen Vaterländischen Krieg« nannte, Panzerfahrer gewesen und mit der siegreichen Roten Armee bis nach Berlin gekommen. Und obwohl wir das Gefühl hatten, er würde seine Worte im Beisein unserer Moskauer Dolmetscherin sehr vorsichtig wählen, konnten wir aus ihrer Übersetzung doch entnehmen, dass er sich an diese Zeit nicht gerade mit großer Begeisterung erinnerte. »Diesen Krieg«, sagte Aljoscha, »den wir gewonnen und ihr verloren habt, den möchte ich um nichts auf der Welt noch einmal erleben! Vielleicht schreibe ich aus diesem Grunde nur noch Komödien.«

1980: Edmonton

Wir waren mit dem Trans-Canadian Express von Toronto bis Edmonton gefahren, der Hauptstadt der Provinz Alberta, jener kanadischen Provinz mit dem größten Anteil deutschstämmiger Einwohner. Hier waren wir in den deutschen Klub »Edelweiß« gegangen, den uns der Kollege Siegfried Mrotzek empfahl, der mehrere Jahre in Edmonton lebte.

»Wenn man im Ausland lebt«, sagte einer, der sich uns mit Werner vorgestellt hatte, »dann sieht man seine Heimat mit anderen Augen. Man vergisst ihre Schwächen und behält nur die guten Seiten in der Erinnerung. Der Abstand macht das Bild der Heimat viel schöner, als es die Wirklichkeit jemals kann. Manche hier halten sich sogar für bessere Deutsche als die, die jetzt in Deutschland leben.«

»Meinst du etwa mich?«, fragte ein großer Mann und kam an unseren Tisch. Werner musterte ihn von der Seite,

dann fragte er vorsichtig: »Habe ich was Falsches gesagt, Hermann?«

»Ich habe mich immer als echter Deutscher gefühlt, immer!«

»Keiner hier hat das Gegenteil behauptet«, meinte jetzt einer, den sie Harry nannten. Die anderen schwiegen. Hermann stand noch einen Augenblick da, als warte er auf etwas, dann drehte er sich um und setzte sich an einen anderen Tisch.

»Den kann man nicht ändern«, sagte halblaut eine Frau, »der lebt doch noch immer in seiner Vergangenheit, fühlt sich immer noch als Held, selbst wenn man die größten Verbrechen der Nazis aufzählt. ›Wir SS-Männer waren und sind die Elite des deutschen Volkes!‹ behauptet er immer noch allen Ernstes. Der lernt nicht mehr.« Harry deutete mit dem Kopf zum Tisch, an dem jetzt Hermann saß: »Wenn er getrunken hat, ist er unberechenbar und gewalttätig. Und an jedem 20. April da feiert er ›Führers Geburtstag‹ mit ›Heil Hitler!‹«

»Allein?«, wollten wir wissen.

Die Leute am Tisch schauten sich an. Sie wirkten etwas verlegen. »Nein«, sagte Werner schließlich halblaut, »leider nein.«

Wir waren dann mit dem Greyhoundbus über die Rocky Mountains weiter gefahren. Im westkanadischen Okanagan-Tal unterbrachen wir für ein paar Tage unsere Fahrt. Nach den vielen wechselnden Eindrücken unserer Reise quer durch den riesigen kanadischen Kontinent wollten wir ein wenig zur Ruhe kommen; wollten noch ein paar Tage in dieser lieblichen Landschaft verweilen, ehe wir uns in Vancouver am Pazifischen Ozean von diesem großartigen Land verabschieden würden.

Das Okanagan-Tal verläuft in einer Länge von beinahe zweihundert Kilometern zwischen sanften Hügelrücken. Hier, nahe der US-amerikanischen Grenze, erwartete uns ein Klima, das fast mediterran schien. Obst- und Wein-

plantagen bedeckten die Rücken der Hügel. Die Talsohle war von Seen ausgefüllt, an dessen größtem, dem Okanagan-Lake, die Stadt Penticton liegt.

»Why?« fragte der alte Mann, »why?« Dann schaute er schweigend und lange auf den großen See, der stahlblau und kaum bewegt im Licht des Sommernachmittags vor uns lag. Das Motel lag ganz in der Nähe des Sees. Und seine Inhaber, ein altes Ehepaar, kamen an diesem Nachmittag mit uns ins Gespräch.

Es dauerte eine Zeitlang, ehe der alte Mann aus seiner Erinnerung zurückkehrte. Langsam begann er wieder zu erzählen. Er sprach von den Nächten der Angst, von seinen nächtlichen Bomberflügen, die ihn von England bis an den Himmel über dem Ruhrgebiet geführt hatten. Denn keiner der Bomberpiloten, die in den Flugmaschinen der Royal Air Force ihre Todeslast transportierten, konnte beim Abflug wissen, ob er je wieder auf der britischen Insel landen würde.

»Ich hatte Angst bei jedem Start«, sagte der alte Mann, »aber wir mussten fliegen! Nach Essen, nach Gelsenkirchen, nach Duisburg oder Dortmund, das Flugzeug voller Bomben! Wenn uns ein Flakgeschoss getroffen hätte, ich darf gar nicht daran denken!«

»Ja«, ergänzte irgendwann seine Frau, »wir hatten alle Angst! Sehr viel Angst! Wir beide waren damals noch nicht lange verheiratet, unser Sohn gerade erst geboren. Wir hatten sehr viel Angst in diesen schlimmen Jahren!«

»Why?«, fragte der alte Mann wieder, »warum? Warum müssen Menschen nur so etwas tun?« Und da hatte uns wieder die Vergangenheit eingeholt, mitten im tiefsten Frieden; nach so vielen Jahren und so viele tausend Kilometer entfernt von der Stadt und dem Land, in denen wir jetzt zuhause waren.

1983: Shanghai 6 Uhr

»Gema-gema«, sagte unser Dolmetscher Zhia jedesmal, wenn wir nach einer Besichtigung weitergehen sollten. Er hatte diesen Ausdruck von dem deutschen Politiker Franz Josef Strauß übernommen, als der in China gewesen und er sein Dolmetscher war. Und nun nutzte er bei jeder Gelegenheit diesen, wie er meinte, »urdeutschen« Ausdruck. Zhia war, das erzählte er fast wie eine Nebensächlichkeit, während der Kulturrevolution auch ein paar Jahre zur Arbeit auf dem Land gewesen. »Es war sehr schwer«, sagte er, mehr aber nicht. Und dann erzählte er schon mit einem gewissen Stolz, dass die große Chinesische Mauer das einzige Bauwerk der Erde sei, dass man vom Mond aus mit »unbewaffneten« Augen sehen könnte.

Wir sind von Peking über Hangzhou nach Shanghai gekommen; ins Peace-Hotel, einen wuchtigen Bau noch aus der Kolonialzeit in der Nähe des Hafens. Wir waren schon um 6 Uhr aufgewacht. Da es erst ab 8 Uhr Frühstück geben würde, fuhren wir mit dem Aufzug nach unten. Als wir die Nanking Road betraten, blieben wir erstarrt stehen: Auf einem schmalen Grünstreifen zwischen Hafen und Straße: eine große Menschenmenge. Jeder Fleck, jede freie Stelle des Grünstreifens war besetzt durch Menschen, die sich gleichzeitig bewegten; in einem so ruhigen Rhythmus, dass es schien, es sei Breitwandfilm in Zeitlupe. Einige hundert Menschen fast jeden Alters führten ihre Arme in gleichmäßig-ruhigem Bewegten, machten sehr langsame Schritte, neigten und drehten ihre Körper. Es war, als bewegten sie sich unter Wasser; jeder für sich allein und doch alle gemeinsam in einer ruhig gleitenden Bewegung.

Tai-Chi-Chuan ist ein Körpertraining, dessen Wurzeln bis in das Jahr 2600 v. Ch. reichen sollen. Damals soll der »Gelbe Kaiser« seinen Untertanen diese Art Bewegung zur Gesunderhaltung verordnet haben. Wir sahen lange zu und wunderten uns, dass in diesem Land, dessen Führung

sich »kommunistisch« nannte, trotz der langen, blutigen Kulturrevolution eine solche Tradition weiter bestehen konnte.

1986: Literaturpreis Ruhrgebiet

Lange Zeit war das Ruhrgebiet ein »schlafender Riese«, gut genug als Motor deutscher Wirtschaftskraft. Man brauchte Arbeiter, keine Intellektuellen, die unbequeme Fragen stellten. Erst nach den Verheerungen des Zweiten Weltkrieges besann man sich darauf, welches Potenzial in dieser Region schlummerte. Universitäten und Hochschulen wurden errichtet, die trotz der relativ kurzen Zeit ihres Bestehens in der deutschen Hochschullandschaft Beachtung finden.

Um die literarische Szene in der »Metropole des Ruhrgebiets« zu beleben gründete ich 1976 die »Literaturwerkstatt Essen«. 1979 erarbeitete ich dann für die Kulturverwaltung dieser Stadt die Konzeption »Literaturförderung in Städten und Gemeinden«, in der ich unter anderem einen »Literaturpreis Ruhrgebiet« vorschlug. Es dauerte dann doch noch sieben Jahre, ehe diese einzige große literarische Auszeichnung des Ruhrgebiets realisiert werden konnte.

Damals war literarische Aufbruchzeit. Rolfrapfel Schröder hatte seine Idee eines Literaturbüros in Düsseldorf verwirklicht. Der Verband deutscher Schriftsteller (VS) in NRW unterstützte die Literaturbüro-Idee sehr stark und das Westfälische Literaturbüro Unna entstand. Als nächstes wurde das Literaturbüro Ruhrgebiet konzipiert; ich brachte meine kulturpolitischen Erfahrungen dort ein. Und in Prof. Jürgen Gramke vom Kommunalverband Ruhrgebiet fand der VS dann einen Partner, der Engagement und kulturelle Weitsicht besaß.

Das Literaturbüro wurde in Gladbeck gegründet. Als ich dann, erster Leiter dieser Institution, dort am 1. Mai 1986 meine Arbeit begann, brachte ich, sozusagen als ideelle

Mitgift, den gut dotierten »Literaturpreis Ruhrgebiet« mit, der erstmalig im Herbst der Lyrikerin Lilo Rauner zugesprochen wurde.

Seither ist diese Auszeichnung, finanziert durch den Kommunalverband, jetzt Regionalverband Ruhr, zu einer festen Größe der Literaturförderung geworden. Doch nicht nur für die Region; denn inzwischen ist dieser Preis Schriftstellerinnen und Schriftstellern aus ganz Deutschland zugesprochen worden; auch eine finanzielle Unterstützung für die Literatur, deren Urheber keinesfalls zu den Spitzenverdienern zählen.

Nachwort

I.

Herbert Somplatzkis Autorenlaufbahn begann spät, gemessen an den sonstigen Karrieren im bürgerlichen Literaturbetrieb. Und das ist angesichts seiner Biografie nicht verwunderlich. Geboren 1934 in Groß Piwnitz, dem heutigen Piwnice Wielkie an der masurischen Seenplatte, von der deutschen Wehrmacht im Januar 1945 zur Flucht gezwungen und nach nur sechs Jahren Schulbildung 1949 zur Arbeit als Berglehrling auf der Zeche Auguste Victoria in Marl-Hüls genötigt, konnte sich seine Lust auf Kunst und Literatur, die Neugier auf geistige Anregung erst spät Möglichkeitsräume einrichten. Nach einer Begabtenprüfung wurde er im Jahr 1960 als Ausnahmestudent an der Sporthochschule Köln immatrikuliert. Danach studierte er zwei Semester an der Bundesakademie Remscheid Theater und Literatur. 1972 folgte die Aufnahme eines Studiums der Germanistik, Kunst, Medienpädagogik und Erziehungswissenschaften an der frisch gegründeten Gesamthochschule Essen.

Seinen Debütroman *Muskelschrott* – mit diesem Titel war ihm gewisse Aufmerksamkeit sogleich sicher – veröffentlichte Somplatzki 1974 unter Mithilfe der Essener Werkstatt des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt sowie des Werkkreis-Lektorats in ihrer damals sehr prominenten und breit rezipierten Reihe im Fischer-Taschenbuchverlag. Das Cover zeigt einen stilisierten Arm, der sich zwischen Zahnrädern verzweifelt reckt. Bereits in diesem Buch zeigt sich, dass Somplatzki Umwandlungen ins Literarische meist auf Basis vorheriger Anschauung gelingen; eine biografische Spur ist diesem Roman also nicht mangels anderer Ideen eingeschrieben. Im Gegenteil, mit *Muskelschrott* musste Somplatzki sich gegen die Zumutungen der Wirklichkeit wehren; der knappe Umschlag-

text – in der Hauptfigur sind, unschwer erkennbar, seine eigenen Erfahrungen kondensiert – zeigt dies bereits an: »Dies ist die Geschichte von Horst, der mit fünfzehn Jahren als Berglehrling zu arbeiten beginnt, nach einem schweren Sportunfall eine Anstellung bei der Stadtverwaltung findet, aber bald fristlos gekündigt wird. Erst vor dem Arbeitsgericht begreift er seine Hilflosigkeit als einzelner und vollzieht den Schritt zur Solidarisierung.« Doch abseits dieser im Roman teils dokumentarisch nachgezeichneten Eskalation innerhalb der rigiden Grenzen des Angestelltendaseins in den 1970er Jahren ist auch (und vor allem) die immense Zumutung für einen Jugendlichen, sich in den Realitäten des Bergbaus unter wie über Tage einzufinden, zentral. Konsequenterweise wird Hauptfigur Horst, sobald er in seiner Bergmannskluft verschwindet, als Markennummer 12 009 erzählt; innerhalb der Mauern der Zeche, des Konzerns wird die individuelle Struktur jedes Einzelnen – seine Fähigkeiten, Leidenschaften, Bedürfnisse – ignoriert. Und das zeigt Somplatzkis Roman. Nicht durch grollende Anklageprosa, sondern indem er den Wahrnehmungen seines Protagonisten nachspürt. Die physisch spürbaren Angriffe der Außenwelt werden in knappen Sätzen in den Text gestellt: »Es dauerte eine Zeitlang, bis sich das Gehör umstellte. Zuerst wich der Druck um den Kopf. / Es war, als wenn die Spannschrauben eines Schraubstockes, dessen Backen die Schläfen zusammengepreßt hielten, sehr langsam gelockert würden. / Die Trommelfelle waren noch vom Lärm betäubt.« Die ewige Monotonie und Müdigkeit schlägt sich konsequenterweise auf Somplatzkis Satzstruktur nieder. Und die Zerdehnung der Zeit wird durch Absätze demonstriert; die kupierte Kommunikation, die zerfasernen Gedanken, die zunehmende Isolation, die anhaltenden Schmerzen – all das wird registrierend eingefangen und auf der Textebene abgebildet. Eine wohlgeformte Prosa ist in dieser montanen Arbeitsrealität – täglich acht

Stunden Gesteinsbrocken vom Leseband hieven – schlicht nicht vorstellbar: »Eine der ödesten Beschäftigungen für Menschen.«

II.

Der erfolgreiche Ausbruch aus diesem tagtäglichen Dreck und Lärm, den der Autor Somplatzki nach elf Jahren Bergbau schaffte, erfolgte wie erwähnt über seine Sportbegabung. Ab 1979 lebte er, gemeinsam mit seiner Frau Gerlinde Bahr-Somplatzki, als freier Schriftsteller mit vielen kulturpädagogischen Nebentätigkeiten in Essen; die Weichen waren gestellt. 1981 erschien ein Jugendroman mit dem sprechenden Titel *Nimm dein Fahrrad und hau ab*. Auch hier verließ Somplatzki sich auf eigenen Erfahrungen – freilich ohne Erlebnisse schlicht nachzuerzählen. Doch die rein physische Erinnerung an seine ausgedehnte Fahrradtour durch Europa im Sommer 1966 – sieben Länder, über 5500 Kilometer – war sicherlich für die Dynamisierung und Rhythmisierung seiner späteren Prosa von entscheidender Bedeutung; es gelingt selbst bei heutiger Lektüre noch ein intensiver Nachvollzug. Auch hier setzte Somplatzki auf das bewährte Mittel einer Orchestrierung der Sätze, einer Ausdehnung der Zeichen auf dem Papier. Die Mühen und Strapazen seiner »Beinmaschine« werden so eindrücklich nachvollziehbar: »Gerd schaltete einen Gang höher. / Langsam begannen seine Beine wieder nach unten zu treten. / Steigerten ihre Trittschwindigkeit. / Schließlich hatten sie ihren Rhythmus gefunden.« Und angesichts dieser Anstrengungen bei unablässiger Hitze wird auch der Wahrnehmungsapparat gewissermaßen aus Effizienzgründen auf die stärksten Reize ausgerichtet: »Markt. / Stimmendickicht. / Farbgedränge. / Gerüche. / Hitze und Staub.«

Der Wiegetritt des ewigen Radfahrers strukturiert nicht nur die sommerlichen Tage und Wochen, er strukturiert ebenso die Prosa; und im Gegensatz zur nicht immer kontrollierbaren Maschinengewalt des Steinkohlenbergbaus, mehr als tausend Meter in der Tiefe, liest sich Somplatzkis Erzählung über die steten Bewegungen strampelnder Beine als ein vibrierender Grundton großer Autonomie: So wie der Zahnkranz des Fahrrads verlässlich seinen Dienst tut, ist auch Gerds Körper ganz in seinem Element, und das wiederum macht sich in der Textdynamik bemerkbar; ein stetiges Heben und Senken: »Das Körpergewicht wird gegen das vordere Pedal gedrückt. Der große Gesäßmuskel beginnt seine Fasern zu spannen. Treibt die Bewegung weiter.« Dass hier so nachdrücklich auf die Koinzidenz von körperlicher Rhythmik und Textdramaturgie hingewiesen wird, kommt nicht von ungefähr. Für Somplatzki selbst war die Verbindung von Körper und Geist, von physischer Anstrengung und künstlerischer Freiheit schon sehr früh wichtig: »Wir haben nicht einen Körper, wir sind ein Körper.« In einem Porträt für *Marabo*, das Kulturmagazin des Ruhrgebiets, brachte Herbert Somplatzki 1981 seine Verbindung von Bodybuilding, Schreibtisch, Volkshochschule und Kulturpolitik auf folgende selbstironische Formel: »Solange mein Bizeps mich nicht beim Denken stört ...« Und die schaffte es später bezeichnenderweise mühelos in die Titelzeile.

III.

Eine schriftstellerisch entscheidende Phase war Somplatzkis Entdeckung bzw. Erfindung der Schrumpfstory. Das hört sich zunächst leicht ulkig an, meint aber ein jahrelang betriebenes Training in Sachen sprachlicher Ökonomie: Wie lassen sich Gedanken, Gefühle, Geschichten auf ein Minimum bringen, wie entsteht ein literarischer Text als

überzeugendes Kondensat? Somplatzki hat diese zu Beginn seiner Autorenlaufbahn kontinuierlich betriebene Schreibwerkstatt im Vorwort zum Band *Schrumpfstories* (1982) selbst reflektiert: »Die formale Begrenzung auf 50 Wörter hat mich Autodidakten zu ziemlicher Schreibdisziplin gezwungen, denn die meisten Stories waren ja in ihrer Urfassung länger. Ich lernte auf diese Weise sehr wichtige Dinge kennen: zum Beispiel die Verstärkung mancher Aussage durch Umstellung im Satz, durch Fortlassen – und die Verdichtung durch das Zusammenstreichen.« Es sind aus der Fernsicht selbstverständlich erscheinende Aspekte schriftstellerischer Arbeit. Aber zum einen gibt es den berühmten Spalt zwischen kühner Theorie und realer Praxis, zwischen Bescheidwisserei und Schreiberfahrung, zum anderen – und darauf weist Somplatzki in autobiografischen Texten immer wieder hin – sind solche künstlerischen Fertigkeiten für Autodidakten mit »gebrochener« Bildungsbiografie – der Mangel an sozialem Kapital – keineswegs ein naheliegender Weg, keine leichtfertige Entscheidung. Während die Storys schrumpften, wuchs Somplatzkis schriftstellerisches Selbstbewusstsein:

Im Sommer 1965 versuchte ich erstmals, mich ganz konsequent mit der deutschen Sprache auseinanderzusetzen, nach sprachlichen Formen zu suchen, die meinem damaligen Schreibvermögen adäquat waren. Als masurischer Bauernjunge, der in seinem besonders lernfähigen Alter nur sechs Jahre zur Schule gehen durfte, anschließend für elf Jahre im Ruhrbergbau untertauchte – den Segnungen sogenannter höherer Schulbildung also überhaupt nicht ausgesetzt war –, hatte ich eine Menge nachzuholen.

Seine formale Begrenzung auf wenige Wörter bildete bei Somplatzki eine Schreibdisziplin aus, wie sie (aufgrund anderer restriktiver Rahmungen) etwa auch beim journa-

listischen Arbeiten entsteht. Erster Lerneffekt: Ein guter Text, mag er auch ›in einem Rutsch‹ hinuntergeschrieben sein, braucht dennoch vier bis fünf Fassungen; erst dann hat er tatsächlich eine befriedigende Güte. Somplatzkis kleinformartige Arbeit an Rhythmus, Satz und Wort hatte zudem den erfreulichen Nebenaspekt, dass sie sich im eintönigen Berufsalltag integrieren ließ: Die häufige Monotonie erlaubte, Formulierungen im Kopf zu behalten, frische Kombinationen zu memorieren und sie bei nächster Gelegenheit rasch zu notieren:

Wenn ich ein normales Blatt zweimal faltete, dann war es in vier gleichgroße Teile unterteilt. Vorder- und Rückseite gaben dann Raum, um an bis zu acht verschiedenen Stories zu arbeiten – oder aber acht verschiedene Einfälle so unterzubringen, daß sie sich gegenseitig nicht störten. Durch das Zusammenfalten war das Papier auch so klein geworden, daß ich es unauffällig in einer Tasche meines Arbeitsanzuges unterbringen konnte – ebenso eine Kugelschreibermine.

Und dieses Versteckspiel war nötig, denn, wie Somplatzki schelmisch anmerkt, die Arbeitskraft während der Dienstzeit fürs sprachkünstlerische Vergnügen missbrauchen – das gehe natürlich nicht.

Doch wie genau kam es zu den einzelnen Schrumpfstories, die stilistisch ein recht breites Spektrum aufweisen? Somplatzki macht im Rückblick drei verschiedene Modi aus: Entweder entwickle sich plötzlich eine spezifische Abfolge von Wörtern in seinem Hirn oder ein einzelner Begriff, meist ein Kompositum, reize ihn zum Erzählen oder aber ein kulturhistorisch hinlänglicher bekannter Stoff locke ihn zur Umschreibung. In allen Fällen wusste der Autor zu Beginn keineswegs, wie der kurze Text jeweils enden würde. »Satz auf Satz gebaut; wieder verändert; die Sätze umgestellt; Wörter ausgewechselt. Manchmal bis zu

sechs Fassungen, ehe eine Story fertig war.« Dabei darf man sich die Arbeit an den Schrumpfstories nicht als zähneknirschende Fleißübung vorstellen, im Gegenteil, oftmals passierte das Relevante nahezu unbemerkt im Hintergrund: »Nachdem mir das Wort einmal aufgefallen war, ließ ich es wieder ›absinken‹, das heißt, ich dachte nicht mehr bewußt daran, sondern beschäftigte mich mit anderen Dingen. Irgendwann tauchte dieses Wort dann plötzlich in meinem Bewußtsein auf – und ›schleppte‹ einen Satz hinter sich her.« Die Umformung vorhandener Mythen war, so Somplatzki, noch einfacher, denn populäre Stoffe und Themen reizen geradezu zur Neuformulierung. Die Schrumpfstories waren in diesen frühen Jahren wichtig und blieben es lange als Erfahrungsreservoir; sie sind ein elementarer Bestandteil seiner persönlichen Schreibgeschichte.

IV.

Nicht nur aus den Büchern und Lektüren, sondern maßgeblich auch aus der Begegnung mit anderen Menschen speiste sich von Beginn an Somplatzkis schriftstellerisches Repertoire, seine erzählerische Neugier. Hinzu kam bei ihm neben dem Sport zu Beginn seiner Autorenlaufbahn ebenso das Theater, konkret »das körperbetonte Spiel«, das meint vor allem »nonverbale Übungen, pantomimische Darstellungsformen«. Die an der Volkshochschule Essen von ihm geleitete Laienspieltruppe, bestehend aus interessierten Erwachsenen, war nicht nur eine gute Möglichkeit zum notwendigen Nebenverdienst, sondern auch eine Gelegenheit, die eigenen Fertigkeiten und Fähigkeiten im Dienst einer künstlerischen Sache einzusetzen. So wie Somplatzki die Hilfe der Essener Werkkreis-Werkstatt in Anspruch nahm, um selbst ins Schreiben zu kommen, viele konstruktive Hinweise der Runde wie auch der

Lektoren dankbar umsetzend, war nun er derjenige, dessen Expertise in Sachen Darstellung und Spiel gebraucht wurde. Dabei stand nicht nur der Aspekt der Übung und des körperlichen Trainings im Fokus, nein, das Pädagogische, das Heranführende und Tastende war viel entscheidender, denn die soziale Konstellation gestaltete sich wie folgt: »Sie kommen in gänzlich neue Lernsituationen, übernehmen freiwillig und mit Engagement neue und manchmal recht schwierige Aufgaben. Völlig entgeltfreie Arbeitsleistungen von beträchtlichem Aufwand. Und sie schaffen dann ein Endprodukt von weitreichender Komplexität, obwohl sie dieses Metier nicht professionell gelernt haben.«

Um diese Gruppe einerseits an die kreative Selbstwirksamkeit heranzuführen und sie andererseits hinsichtlich der terminierten Bühnenpremiere ›in Spur‹ zu halten, ohne dabei dynamische Prozesse zu beschneiden, ist nicht das Einfachste, und Somplatzki weiß um die Fallhöhen und Umbrüche im Bereich des Theaters, sei es konventionell, sei es experimentell, nur allzu gut:

Der sensible Wechselbezug zwischen einer Gruppe und ihrer Leitung schafft entweder ein wechselseitiges ›Hochschaukeln‹ zu guter bis außerordentlicher Leistung – oder aber eine wechselseitige, sich immer mehr verfestigende Blockade, die das gesamte Beziehungsgeflecht lahmlegt, leistungsunfähig werden läßt. Die gegenseitige Abhängigkeit ist größer, als man im allgemeinen annimmt; im Grunde können beide nur so gut oder nicht gut sein, wie es der andere erlaubt.

V.

Herbert Somplatzki interessierte sich von Beginn an nicht nur für sein eigenes Schreiben, für ihn bestand die Ausein-

andersetzung mit Bildender Kunst, Theater und Literatur immer auch im Austausch mit anderen, in der gegenseitigen Anteilnahme, Freude, Ermutigung. Das zeigte sich bei ihm nicht nur in einem ganz praktischen Sinne zur Stärkung der Interessen freier Schriftsteller:innen, sondern ebenso im Engagement für eine bessere Förderstruktur und Vernetzung innerhalb der Region. Und so gehen sowohl die Gründung des LiteraturRats NRW als auch die des Literaturbüros Ruhr in Gladbeck sowie die Etablierung des Literaturpreises Ruhrgebiet (erste Preisträgerin 1986: die Lyrikerin Liselotte Rauner) maßgeblich auf ihn zurück – nicht allein, sondern im kollegialen Austausch mit Gleichgesinnten. Und dafür braucht es oft den langen Atem, Hartnäckigkeit, diplomatisches Geschick und Geduld, über Jahre hinweg. Doch Herbert Somplatzki verfolgte dieses Engagement, diesen Wunsch nach Förderung und Vernetzung, auch abseits der kulturpolitischen Bühne, also ohne die große Aufmerksamkeit: Er leitete über 15 Jahre die Literaturwerkstatt der Volkshochschule Essen. Sein Vorwort zur späteren Anthologie, Präsentation der ›Ernte‹ und Rückblick zugleich, trägt den sehr treffenden Titel *Zeitzeichen oder Der Weg ist das Ziel* (1991). Denn tatsächlich ist das Entscheidende, das teils Erhebende und zugleich Ermüdende solch einer regelmäßigen Arbeit an kleineren und größeren Texten, dass sie nicht unmittelbar zum Abschluss kommen, dass den Projekten nicht sofort Ruhm winkt, dass vielmehr eine lange Strecke zu durchlaufen ist, die nicht frei von Störmomenten, Zweifeln und Irritationen bleibt.

Die zwei ersten Attribute, die Somplatzki mit Blick auf dieses Langzeitprojekt mit vielen verschiedenen Menschen einfallen, sind fragil und mäandernd. Zwar tritt im regelmäßigen Austausch über anderthalb Jahrzehnte hinweg in der Werkstatt eine erfreuliche Vertrautheit und Kontinuität ein, doch die Arbeit am konkreten Text ist immer wieder ein diffiziles Austarieren. Somplatzki, der

während dieser Jahre als Autor selbst enorm produktiv war – Hörspiele, Bücher, Theaterstücke –, formuliert es folgendermaßen: »Nein, unsere Literaturwerkstatt war kein germanistisches Seminar. Sie war aber auch kein literarisches Kaffeekränzchen.« Worauf will er an dieser Stelle hinaus? Zum einen ist ihm ein niedrigschwelliges Angebot wichtig; niemand soll durch akademischen Dünkel oder elitäres Begriffsbingo abgeschreckt werden. Zum anderen aber soll diese Zusammenkunft auch mehr sein als ein beliebiger Freizeittreffpunkt; der Austausch findet im Zeichen der Wortkunst statt, im Zentrum steht das Bemühen um einen gelungenen Text – ohne sich dabei in Visionen einer Supertalentschmiede zu verlieren.

In seinem Rückblick auf anderthalb Jahrzehnte Literaturwerkstatt geht Somplatzki auch freimütig auf die damit einhergehenden Gefahren ein. Denn das Mittun in solch einer Gruppe bedeutet nicht nur, sich ganz den eigenen Ergebnissen zu widmen in eifriger Erwartung großen Lobs, nein, das Miteinander erfordert ebenso sehr Geduld, Rücksichtnahme, eine besondere Form des Zuhörens. Denn kritisiert zu werden, ist, sobald es eigene Texte, Formulierungen und Gedanken betrifft, um einiges heikler als es in der täglichen Kommunikation ohnehin der Fall ist. Und Literatur – darauf weist Somplatzki immer wieder hin – ist eine ganz besondere Kulturtechnik: »Sie kann Einsichten vermitteln, die zu Veränderungen führen.« Doch um literarische Kreativität zu wagen braucht es in jeder Textwerkstatt ein spezifisches Sozialklima. Dass dabei nicht selten auch eine gewisse Eitelkeit, die Suche nach Bestätigung relevant ist, überrascht kaum. Und es treten noch andere Dynamiken in solch heterogenen Gruppen hervor. Denn Erwachsene nutzen vorhandene Freiräume nicht nur zur kreativen Entfaltung, sondern verstehen sie auch als Ermunterung zur Infragestellung eingeschliffener Routinen. Der Werkstattleiter aber kann diesen »Rebellionen« (zumindest rückblickend) in großer

Gelassenheit nur Positives abgewinnen, hätten sie doch tatsächlich nicht selten zu nötigen Anstößen und zur Neuorientierung geführt. Diese Lernerfahrung, dieses Zulassen von Veränderungen gilt übrigens ebenso für den Schriftsteller Somplatzki: Neue Situationen erfordern im Zweifel neue Schreibweisen, andere Wege der Veröffentlichung und Distribution. Die Gründung des Megalit-Verlags durch seine Frau Gerlinde Anfang der 90er Jahre etwa ist ein Beispiel dafür, wie sich abseits der harten Strukturen des Literaturmarkts Bücher doch noch in die Öffentlichkeit bringen lassen. Auch seine Zusammenarbeit mit Musiker:innen, die Kollaborationen mit seiner Ehefrau – sei es im Lektorat, sei es im Dialog mit ihrer künstlerischen Arbeit – sind ein Beleg dafür, dass Somplatzki in seiner – je nach Rechnung – fünfzig- bzw. sechzigjährigen Autorenlaufbahn stets wach und aufmerksam für Impulse und Anregungen von außen blieb. Das eigene Schreiben spielte dabei eine ebenso wichtige Konstante wie sein kontinuierlicher Einsatz in der Bildungs- und Kulturarbeit.

VI.

Sein literarisches ›Lebensthema‹ entdeckte Somplatzki recht spät, einige Jahre nach Erscheinen seines Debütromans, den er – die typische Biografie vieler ›Bildungsaufsteiger‹ – erst mit vierzig Jahren veröffentlichte. Auslöser für die jahrzehntelange Beschäftigung mit Masuren, mit Krieg, Flucht, Vertreibung und Migration, also auch mit der familiären Biografie, war eine Reise durch Polen im Sommer 1976. Gerlinde Bahr-Somplatzki und er besuchten die Orte ihrer Kindheit im ehemaligen Ostpreußen, suchten die Dörfer, Bauernhöfe auf und erlebten zu ihrer Überraschung und Rührung das Bedürfnis einer gegenseitigen Verständigung und Aussöhnung. Allen Sorgen zum

Trotz kam es bei den Begegnungen zu einer großen Annäherung. Denn die Verheerungen des Zweiten Weltkriegs, des Vernichtungsfeldzugs und all seiner Folgen, hatte die Menschen alle gleichermaßen getroffen. Dem einstigen Besitz – einem Stück Land und kleinem Haus – entrissen, übten sie sich jeweils im Neuanfang, erinnerten sich an die Erfahrungen voriger Generationen, die ebenfalls nur mit einer Mischung aus harter Arbeit und genügsamer Lebensweise sich und ihren Familien eine Grundlage und Perspektive sichern konnten. Große Politik und Ideologie traten da konsequent in den Hintergrund. Die zentrale Szene ihrer damaligen Reise, irgendwo in Pommern, hat Somplatzki in zahlreichen Variationen immer wieder erzählt: »Warum«, sagte sie auf Polnisch, »warum seid ihr erst heute gekommen?« Sie begann zu weinen. »Alle Polen hier im Dorf hatten schon vor Jahren ihre Deutschen zu Besuch. Nur wir nicht!« Weshalb benötigte Somplatzki aber mehr als ein Jahrzehnt, bevor er sich mit *Morgenlicht und wilde Schwäne* (1989; 1997) literarisch erstmals diesem Thema widmen konnte? Es war ihm zu nahe, die Fragen und darunter verborgenen Konflikte mussten erst reifen, die vielen Zeitschichten eine gewisse Entwicklung durchlaufen. Zudem – darauf wies Somplatzki bereits früh in einem Interview hin – sei das Abschreiben der Wirklichkeit nicht sein Interesse, ja, er könne es gar nicht. Was meint das in diesem Kontext? Die Ereignisse sind ja durchaus real, sie lassen sich in Dorfchroniken und Darstellungen der Geschichtswissenschaft nachweisen. Doch die Literatur, und sei es eine mit autobiografischer Grundierung, ist bei aller Erinnerungsarbeit auch stets um den Spielraum des Erzählerischen bemüht. Es sind Figuren, die sprechen, fühlen, handeln, und ihre jeweilige Gestalt setzt sich aus einer Vielzahl von Erfahrungen zusammen: Prägungen, die der Autor bei der Textarbeit konturiert.

In *Masurische Gnadenhochzeit* (2003) bringt Somplatzki die Fülle der Sozialgeschichte und die Textur der eigenen Biografie mustergültig zusammen, webt einen Kontext, in dem die arbeitsweltliche und migrantische Verwicklung der Familien über Generationen hinweg lesbar wird: Bereits die Urgroßväter waren genötigt, sich im Herbst als Bergmänner für eine Saison ins ferne Ruhrgebiet aufzumachen, um pünktlich zur Saat wieder auf dem eigenen Acker zu stehen. Die Arbeitskraft war schon damals mobil, wenngleich unfreiwillig, die sogenannten einfachen Leute zur Einpassung in eine Große Ökonomie gezwungen, die den Einzelnen zwar das Blaue vom Himmel versprach – wer nur ordentlich schaffe, werde es zu kleinem Wohlstand, zum Häuschen mit Garten bringen –, letztlich aber vor allem die eigenen Gewinne im Blick behielt. Die masurischen Bauern jedenfalls waren in den Zechen rund um Essen, Gelsenkirchen und Herten sehr beliebt, denn sie galten als tüchtig, fromm und duldsam. Das Arbeitsethos des früheren Bergmanns und späteren Schriftstellers Somplatzki – dies als Nebenbemerkung – ergibt sich aus eben jener historischen Spur. Und es lässt sich auch eine zweite Konstante entdecken: So wie die damaligen Hauer unter Tage um ihren Gedingelohn stritten und das willkürliche ›Nullen‹ ihrer Leistung bekämpfen mussten, so zeigt sich auch ihr Urenkel hundert Jahre später als ein unermüdlicher Fürsprecher für faire Bedingungen im Feld der Literatur. Die Gründung des Verbands Deutscher Schriftsteller (VS) im Jahr 1969 steht – ebenso wie die Etablierung einiger weiterer Einrichtungen – natürlich nicht in unmittelbarem Zusammenhang zu den Arbeitskämpfen der Kohlekumpel, doch das Prinzip der Solidarität und organisatorischen Selbstvertretung ist in beiden Fällen zentral, ebenso das untrügliche Gespür für systematische Benachteiligung, die auf nichts weiter als einer fiesen Mischung von Gewohnheitsrecht und Machtasymmetrie besteht. Somplatzki bringt diese Kontinui-

täten selbst allenfalls sacht ins Spiel, doch wenn in seinen biografischen Erinnerungen etwa die Etablierung des Literaturpreises Ruhr zur Sprache kommt, so ist das – abseits kulturpolitischer Diplomatie und entsprechenden Verhandlungsgeschicks – auch vor dieser Folie zu sehen: Förderung von Kunst und Kultur darf nicht allein Sache wohlmeinender Mäzene sein, die bei geringster Kritik den Geldhahn zudrehen, sondern muss ebenso zuverlässig wie kontinuierlich von öffentlicher Stelle geleistet werden. Literatur ist kein Luxus, sondern mögliches Selbstverständigungsmittel. Und dass Lesen ein selbstermächtigendes Moment besitzt, kann Somplatzki nicht nur anhand seiner eigenen Biografie nachweisen, sondern zitiert in diesem Zusammenhang gern den Schriftstellerkollegen Jo Pestum: »Lesen ist die Kunst, das Licht im Kopf anzuzünden. Aus den spröden kleinen Buchstaben, die ja für einen, der sie nicht entziffern kann, nichts weiter als Geheimzeichen sind, kann der kundige Leser, der Alphabet, eine ganze Welt für sich erschaffen!«

VII.

Seine Erinnerungen an Flucht und Vertreibung, an Elend, Krieg und Neuanfang in einer von alliierten Luftangriffen zerstörten Gegend, in der das Abtrainieren des breiten masurenschen Sprachklangs zu den allerersten Aufgaben gehörte, hat Somplatzki vor genau zwanzig Jahren in der schmalen Broschüre *Bis wir im Frieden sind* (2005), erschienen im eigenen Verlag, noch einmal neu formuliert zu Papier gebracht. Wie gegenwärtig einem diese drastischen Beschreibungen bei heutiger Lektüre erscheinen müssen, hat niemand, auch er selbst vermutlich nicht geahnt. Seine »Geschichten gegen das Vergessen« leisten eine notwendige Erinnerung: »Deutschland hat nach dem Zweiten Weltkrieg 14 Millionen Flüchtlinge aufgenom-

men und integriert. Das war eine historische Leistung, die im Europa der Nachkriegszeit ohne Beispiel ist. Und jetzt sind wir hier zu Hause.« Im medialen Diskurs kommen diese historischen Linien, kommt die lange Kette der Verwerfungen und Versöhnungen, kaum noch zur Sprache, allenfalls auf wenige Schlagwörter zusammengeschrumpft. Somplatzkis Appell, in Flucht, Zuflucht und Ankunft nicht primär Probleme zu sehen – »Solidarität ist nicht nur ein Wort, Solidarität muss gelebt werden« – ist aufgrund seiner biografischen Grundierung und erzählerischen Aufrichtigkeit frei von jeder pauschalen Rhetorik. Und die zahlreichen Auszeichnungen, die er in den letzten Jahren erhalten hat – Bundesverdienstkreuz am Bande, Ehrenmedaille der Region Ermland und Masuren –, sind nicht allein eine Würdigung des Schriftstellers, sondern auch des unermüdlichen Dialogpartners, Förderers, Vermittlers. Sein erzählerisches Erinnern stellt er stets in den Dienst einer veränderlichen Gegenwart.

Arnold Maxwell

Zum Autor

Herbert Somplatzki, 1934 in Masuren geboren, kam durch Krieg, Flucht und Vertreibung ins Ruhrgebiet. Nach elf Jahren Bergbau wurde er Ausnahmestudent an der Deutschen Sporthochschule Köln. Studium der Kunst, Germanistik, Erziehungswissenschaften. Er lebt und arbeitet seit vielen Jahren im sauerländischen Schmalenberg, veröffentlichte zahlreiche Bücher und initiierte unter anderem den Literaturpreis Ruhrgebiet. 2019 wurde ihm für »seine kulturpolitische und literarische Arbeit, sein ehrenamtliches Engagement bei der Initiierung und Durchführung von kulturellen und sozialen Projekten sowie bei der Völkerverständigung in Europa«, insbesondere für seine Verdienste in der Aussöhnung zwischen Polen und Deutschland, das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen. Ein ausführliches Porträt zu Leben und Werk erschien anlässlich seines 90. Geburtstages unter dem Titel »Geschichten gegen das Vergessen« in *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 21 (2025).

Textnachweise

Muskelschrott. Roman. Frankfurt a.M.: Fischer Tb. 1974, S. 9-16; *Nimm dein Fahrrad und hau ab. Roman.* Würzburg: Arena 1981, S. 80-90; *Schocksekunde. Leben mußt du selber. Roman.* München: Edition Pestum 1981, S. 9-14; *Blitzgespräch und andere Schrumpfstories.* Stuttgart: Spectrum 1982, S. 3-7, 9, 11, 21, 28, 30, 34, 36, 40, 46, 48, 50, 53, 63, 71, 77, 85, 99, 100; *Die Theater-Spielgruppe in der VHS Essen*, in: Ders.: *Nein zum Hakenkreuz. Ein Stück über den Widerstand in Essen. Begleitbroschüre zum gleichnamigen WDR-Film.* Hg. vom Kinder- und Jugendfilmzentrum u.a. Remscheid: Selbstverlag 1982, S. 7-17; *Ilka Boll. Theater-Brennpunkt Essen.* Essen: Klartext 1989, S. 16-21; *Essen. Stadt-Ansichten 1889-1947.* Essen: Reimar Hobbing 1989, S. 19-24, 31-32; *Zeitzeichen oder Der Weg ist das Ziel. 15 Jahre einer Literaturwerkstatt in der-Erwachsenenbildung*, in: Ders. (Hg.): *Zeitzeichen. Texte aus der Literaturwerkstatt in der Volkshochschule Essen.* Essen: Selbstverlag 1991, S. 11-27; *Olympische Gefühle oder Als Arnold Schwarzenegger zum Stechen nach Essen kam. Sportsatiren und mehr.* Essen: Megalit 1996, S. 41-45, 82-86; *Morgenlicht und wilde Schwäne. Ein Sommer in Masuren.* Dortmund: Forschungsstelle Ostmitteleuropa 1997, S. 51-59; *Masurische Gnadenhochzeit.* Schmalleberg: Megalit 2003, S. 23-28, 50-53, 65-66, 104-109, 112-117, 148-153, 165-167, 176-178; *Bis wir im Frieden sind. Geschichten gegen das Vergessen.* Schmalleberg: Megalit 2005, S. 14-19, 40-45, 119-121, 123-139.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. DeGENER (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Dep-ping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuck-mann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benz-ler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120) ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127) ■ Dieter Treeck (Bd. 128) ■ Erwin Grosche (Bd. 130) ■ Philipp Wiebe (Bd. 131) ■ Jürgen Wiersch (Bd. 132) ■ Martin Becker (Bd. 133) ■ Fritz Eckenga (Bd. 134) ■ Walter Höher (Bd. 135) ■ Rolf Schönlau (Bd. 136).